Bilder aus dem deutschen Wirtschaftsleben

des 19. und 20. Jahrhunderts

Velhagen & Klasing
Deutsche Ausgaben 233

Velhagen & Klasings deutsche Ausgaben

Hitler, Reden des Führers.
Hölderlins Dichtungen und Briefe.
Homers Odyssee. Auszug. In der Übersetzung von J. H. Voß.
— Dasselbe. Neue Übersetzung. Herausgegeben von Dir. Dr. O. Hubatsch.
Homers Ilias. Auszug. In der Übersetzung von J. H. Voß.
— Dasselbe. Nach der Übersetzung von J. H. Voß herausgegeben von Dir. Prof. Dr. Franz Kern.
Homers Odyssee u. Ilias. Auszug. In neuer Übersetzung von Dir. Dr. O. Hubatsch.
Homer, Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Homers Ilias und Odyssee.
Ibsen, Ein Volksfeind.
Immermann, Der Oberhof.
Jahn, Deutsches Volkstum.
Kant. Ein Lesebuch für die deutsche Jugend.
— Grundlegung zur Metaphysik der Sitten.
Kants Weltanschauung in Auszügen aus seinen Werken.
Keller, Gottfried, Ausgew. Schriften. I.
— Legenden und Gedichte in Auswahl.
— Der grüne Heinrich.
Klee, Prof. Dr. G., Deutsche Mythologie.
— Deutsche Heldensage.
Kleist, Michael Kohlhaas.
— Der zerbrochene Krug. Lustspiel.
— Prinz Friedrich von Homburg.
— Die Hermannsschlacht.
Klopstock, Ausgewählte Dichtungen.
Klopstock, Von Luther bis —.
Koloniale Gedanke, Der —. Eine Sammlung von Aufsätzen.
Körner, Zriny.
Krieg, Der Große —. Urkunden und Briefe. Erstes Kriegsjahr.
Krieg und deutscher Geist, Deutscher —.
Kriegsnovellen.
Kügelgen, Wilhelm von, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Auszug. 2 Bändchen.
Kultur- und Literaturgeschichte, Lesebuch zur deutschen —.
Kunst, Lesebuch zur Geschichte der deutschen —.
Kunstphilosophie, Aus deutscher —.
Lange, Einleitung und Kommentar zu Schillers philosophischen Gedichten.
Legerlotz, Dir. Dr. G., Mittelhochdeutsches Lesebuch.
Lessing, Minna von Barnhelm.
— Emilia Galotti.
— Hamburgische Dramaturgie.
— Ausgewählte Prosa (kleinere Schriften). I. Bändchen. Inhalt: Briefe, die neueste Literatur betreffend.
— Dasselbe. II. Bändchen. Inhalt: Abhandlungen über die Fabel. Wie die Alten den Tod gebildet.
— Laokoon.
— Kunstgeschichtliches Anschauungsmaterial zu Lessings Laokoon.
Lessings Jugenddramen.
Lessing. Hilfsbuch zu Lessing.
Linden, Goethes Leben und Werk.
Ludwig, Der Erbförster.
Luther, Auswahl kleinerer Prosaschriften.
Luther bis Klopstock, Von —. Deutsche Dichter aus dem 16., 17. und 18. Jahrh.
Lyrik, Deutsche —.
Lyrik der Befreiungskriege, Die patriotische —.
Meier Helmbrecht. Neu übertragen von Prof. Dr. Joh. Seiler.
Meyer, Conrad Ferdinand, Gedichte und Huttens letzte Tage. In Auswahl.
— Jürg Jenatsch.
— Die Versuchung des Pescara.
Mittelalters, Die Erweckung des —.
Mittelhochdeutsches Lesebuch.
Molo, Proben aus dem Schillerroman.
— Ein Volk wacht auf.
Mörike, Mozart auf der Reise nach Prag.
Mörikes Gedichte. Auswahl.
Nationalsozialistische Weltanschauung.
Nibelungenlied. Auszug im Urtext.
— Dasselbe. Auszug. Übertragen von Dir. Dr. G. Legerlotz.
Nibelungenlied und Gudrun. Auszug. Übertragen v. Dir. Dr. G. Legerlotz.
Nietzsche, Friedrich, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben.
— Auswahl aus seinen Werken.
Novellen, Vier moderne —.
Ostmark, Deutsche —.
Pauli, Schillers Leben.
Pestalozzi, Lienhard und Gertrud.
Philosophisches Lesebuch.
Prosa, Deutsche —. II. Patriotische Prosa aus den Jahren 1806—1815.
Inhalt: Gneisenaus Denkschrift über den Krieg von 1806. Verteidigung Kolbergs. Wirken Steins. Ernst Moritz Arndt. Preußens edles Königspaar. Wirken Blüchers.
— Dasselbe. III—XII = Moderne erzählende Prosa. I—X:
Prosa, Moderne erzählende —. I.
Inhalt: Peter Rosegger, Das Holzknechthaus; Das Felsenbildnis. Marie v. Ebner-Eschenbach, Der Muff; Die Spitzin. Detlev v. Liliencron, Der Richtungspunkt. Ernst v. Wildenbruch, Das Orakel. Hermine Villinger, Der Töpfer von Kandern; Die Karrenschieber; Ungleiche Kameraden.
— Dasselbe. II.
Inhalt: Th. Storm, Die Söhne des Senators. C. F. Meyer, Gustav Adolfs Page. W. Raabe, Else von der Tanne. A. Stern, Die Flut des Lebens.
— Dasselbe. III.
Inhalt: Ernst Muellenbach, Johannissegen. Ludwig Ganghofer, Das Geheimnis der Mischung. Hermann Heiberg, Vornehme Menschen. Karl Söhle, Friede auf Erden. Margarete v. Bülow, Tragik im Alltagsrock; Die Glücksuhr von Wölfis. Richard v.

Volkmann-Leander, Die künstliche Orgel; Von Himmel und Hölle. Ilse Frapan, Der Sybarit. Adolf Schmitthenner, Friede auf Erden. Fritz Lienhard, Der Dorfschmied, Widukind.
Prosa, Moderne erzählende —. IV.
Inhalt: Ludwig Anzengruber, Märchen des Steinklopferhans: 1. Vom Hans und der Gretl; 2. Die G'schicht' von der Maschin'; 2. Die Versuchung. Treff-As. Adolf Pichler, Der Flüchtling. Ferdinand von Saar, Die Steinklopfer.
— Dasselbe. V.
Inhalt: Wichert, Ansas und Grita. Hoffmann, Peerke von Helgoland; Der Schiffbrüchige.
— Dasselbe. VI.
Inhalt: Pantenius, Um ein Ei.
— Dasselbe. VII.
Inhalt Isolde Kurz, Die Humanisten; Die goldenen Träume. Frieda v. Bülow, Das Kind. Helene Böhlau, Die Ratsmädchen usw.
— Dasselbe. VIII.
Inhalt: Ernst Zahn, Der Geiger; Wie Sepp und Pepp den Himmel finden. Jakob Boßhart, Heimat. Auguste Supper. Die Schachtel der alten Mine; Die Wunderkur. Anna Schieber, Ein Kartäuser; Kein Raum in der Herberge.
— Dasselbe. IX.
Inhalt: Sperl, Der Bildschnitzer von Würzburg. Kotzde, Adam Kraft und sein Geselle. v. Scholz, Dürers Erlebnis; Michelangelo und der Sklave.
— Dasselbe. X.
Inhalt: Rud. Hans Bartsch, Die kleine Blanchefleure. Heinrich Lilienfein, Wieland; Schiller. Robert Hohlbaum, Requiem (Mozart). Die Stunde der Sterne (Bruckner).
Redner, Moderne —. Erstes Bändchen.
Reuter, Ut mine Stromtid.
Rhein, Der —. Eine Sammlung von Rheindichtungen.
Romantik, Die deutsche —.
Romantische Kunstmärchen.
Römischen Literatur, Geschichte der —.
Rousseau, Emil.
Rückert, Gedichte.
Sachs, Hans, Auswahl aus seinen Dichtungen.
Schaeffer, Parzival.
Scheffel, Auswahl aus seiner Dichtung.
Schiller, Die Verschwörung d. Fiesko zu Genua.
— Kabale und Liebe.
— Don Karlos.
— Wallenstein. In zwei Teilen. I.
— Dasselbe. II.
— Maria Stuart.
— Die Jungfrau von Orleans.
Schiller, Die Braut von Messina.
— Wilhelm Tell.
— Kleinere philosophische Aufsätze.
— Über naive und sentimentalische Dichtung.
— Gedichte.
— Gedankenlyrik Goethes und Schillers.
— Briefe Goethes und Schillers. Auswahl.
— Über die ästhetische Erziehung des Menschen.
Schillers Leben. Von Professor Eilhard Erich Pauls.
Schleiermacher und Fichte.
Schopenhauer, Ausgewählte Abschnitte aus seinen Schriften.
Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig.
— Richard II.
— Julius Cäsar.
— Hamlet.
— Macbeth.
— Der Sturm.
Shakespeares Dramen, Eine Einführung in —.
Shakespeare in Deutschland.
Sombart, Bilder aus dem deutschen Wirtschaftsleben.
Sophokles, König Ödipus. In neuer Übersetzung von Dir. Dr. Hubatsch.
— Antigone. In neuer Übersetzung von Dir. Dr Hubatsch.
Stein, Freiherr vom. Im Auszuge aus seinen Lebenserinnerungen.
Stifter, Auswahl aus seinen Schriften.
Storm, Theodor, Der Schimmelreiter.
— Novellen.
Stürmer und Dränger.
Uhland, Gedichte.
— Ernst, Herzog von Schwaben.
— Ludwig der Bayer.
Volkslied, Das deutsche —.
Volksschauspiel, Das deutsche —.
Wagner, Der Ring des Nibelungen.
— Die Meistersinger von Nürnberg.
Walther von der Vogelweide. Ausgewählte Dichtungen. Im Urtext.
Walther von der Vogelweide und andere Lyriker des Mittelalters. Übertragen und herausgegeben von Dir. Dr. Gustav Legerlotz.
Weber, Fr. W., Dreizehnlinden.
Weinhold, Karl, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter.
Weltkrieg im Spiegel der zeitgenössischen Erinnerungen, Der —.
Wieland, Oberon.
Wolfram v. Eschenbach, Parzival. Herausgegeben von Dir. Dr. G. Legerlotz.
Wychgram, Prof. Dr. J., Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte.

Lipp R.

Deutsche Ausgaben
Herausgegeben von Dr. H. Henning und Lic. Dr. K. Kesseler

Band 233

Bilder aus dem deutschen Wirtschaftsleben

des 19. und 20. Jahrhunderts

Ausgewählte Abschnitte aus: Werner Sombart, „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts". Volksausgabe: 21.—28. Tausend. (Georg Bondi, Berlin)

Herausgegeben von
Dr. Otto Bauer
Studienrat in Bielefeld

Bielefeld und Leipzig 1932 · Velhagen & Klasing

Einleitung.

Auf wenig wissenschaftlichen Gebieten stößt der nicht fachmännisch vorgebildete oder nicht berufsmäßig erfahrene Laie auf so große Schwierigkeiten und fühlt sich so unsicher in seinem Urteil wie in der Volkswirtschaftslehre. Der „Handelsteil" unserer Zeitungen ist auch heute noch zweifellos für die Mehrzahl der Leser und Leserinnen ein Buch mit sieben Siegeln. Diese Unkenntnis und Unerfahrenheit hat ihren besonderen Grund einmal in der außerordentlich umfangreichen Fülle des Tatsachen- und Zahlenmaterials, das der Volkswirtschaftler kennen muß und das den Rohstoff für sein Arbeiten abgibt. Jeder der umfassenden Bände des „Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich" legt von dieser Überfülle wirtschaftlicher Erscheinungen Zeugnis ab. Ohne solche Zahlenkenntnisse läßt sich über volkswirtschaftliche Dinge überhaupt nicht reden. Ferner hat der Volkswirtschaftler reiche Kenntnisse geographischer, naturwissenschaftlicher, völkerkundlicher Art, der Bevölkerungslehre, der Technik und Güterherstellung nötig. Sodann bieten die nationalökonomischen Begriffe, wie in der Philosophie, dadurch erhebliche Schwierigkeiten, daß sie trotz des lautlichen Gleichklanges in ihrem Sinn von dem sonst üblichen Sprachgebrauch abweichen, oft nur um kleine Schattierungen, und daß die verschiedenen Forscher mit den gleichen Worten durchaus nicht immer den gleichen Sinn verbinden, so daß manche Begriffe oftmals heftig umstritten sind. Als Beispiele mögen angeführt werden die nationalökonomischen Begriffe: Arbeit, Gut, Wert, Preis, Lohn, Kapital, Geld, Währung, Inflation, Agio, Diskont, transferieren u. a.

Wie schwierig, ja für den Laien unmöglich ist es, das so hochbedeutsame Dawes-Abkommen wirklich verstehen und beurteilen zu können! Oder was soll sich ein Nichtfachmann bei dem Wort „Mehrwert", einem Hauptbegriff der Marxistischen Lehre, denken? Und endlich mündet die Nationalökonomie wie jede wahre Wissenschaft in Theorien und Hypothesen ein,

denn die Tatsachen einer Wissenschaft sollen nicht nur gesammelt und registriert werden, sondern der denkende Verstand muß sie auch nach ihren letzten Gründen zu verstehen und in ihrem Zusammenhange mit dem Ganzen zu begreifen suchen. Auch hier häufen sich die Schwierigkeiten turmhoch. Die Nationalökonomie ist als Wissenschaft noch verhältnismäßig jung, und über die Prinzipien und Theorien herrscht unter den Wissenschaftlern und Praktikern durchaus keine Einmütigkeit, umsoweniger als die Nationalökonomie so außerordentlich tief die Interessen des praktischen Lebens erfaßt und begreiflicherweise von hier aus starke Beeinflussungen erhält. So wird heute theoretisch und praktisch heftig gestritten über Fragen wie die folgenden: Ist für die Wirtschaft eines Volks der Schutzzoll oder Freihandel vorzuziehen? (Bekanntlich sind alle großen europäischen Völker nach Versailles [1919] zu einem kräftigen Schutzzollsystem übergegangen, selbst das früher rein freihändlerische England!) Wohin führt die zunehmende Zusammenballung der Wirtschaftsbetriebe (Kartelle, Syndikate)? Ist für ein Volk die Goldwährung notwendig? Inwieweit soll und darf der Staat in die freie Erwerbswirtschaft regulierend eingreifen? Welche Betriebsform ist die erfolgreichste, die des Privatbetriebes oder des Gemeinbetriebes oder die sogenannte „gemischte" Form (Problem des Sozialismus)?

Wer sich volkswirtschaftlich weiterbilden will, tut gut daran, zunächst in diese Begriffe, Fragen und Probleme möglichst tief einzudringen, die Beantwortung aber einstweilen zurückzustellen und erfahreneren Leuten zu überlassen. Es ist ein Kennzeichen für die wirtschaftliche und politische Unreife unserer Zeit, daß sie sich in Diskussionen zerreibt und Entscheidungen sucht, ehe die Begriffe geklärt und die Tatsachen reif geworden sind*). Mit den genannten Fragen grenzt die Volkswirtschaftslehre bereits an die Gebiete der Ethik und Politik. Die Nationalökonomie beschreibt nicht nur was ist, sondern sie ist eine Wertlehre und stellt Regeln und Gesetze für die Praxis auf. Das erkennt man z. B. sehr deutlich,

*) Im Rahmen dieser Erörterungen möchte ich die reifere Jugend unter den Lesern dieser Schrift mit allem Nachdruck auf Wilhelm Stählins „Fieber und Heil in der Jugendbewegung" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) aufmerksam machen.

wenn man an die Fülle von Problemen und Aufgaben denkt, die durch die Bodenreform und den Namen Adolf Damaschke, der jedem idealdenkenden Deutschen teuer sein sollte, gegeben sind. Es ist keine Übertreibung, wenn gesagt ist, daß die ganze physische und seelische Zukunft unseres Volks zu 95% von der Bodenfrage abhängig ist. A. Damaschke ist wie so mancher Volkswirtschaftler auch praktischer Politiker. Und so sehen wir, daß der Staat sich bei seinen gesetzgeberischen Maßnahmen bei den Wissenschaftlern Rat holt. Oft gescholten („Kathedersozialisten") oder von den Produzenten über die Achsel angesehen, haben diese Männer an manchem wichtigen Gesetz mitgearbeitet. Die Volkswirtschaftslehre führt heute kein Aschenbrödeldasein mehr auf den Universitäten, sondern greift in die Gestaltung des wirtschaftspolitischen Lebens tief ein. Die großen Wirtschaftsbetriebe, die verschiedenen Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden brauchen heute wissenschaftlich vorgebildete Volkswirtschaftler, und so ist die Nationalökonomie in Verbindung mit der Staatswissenschaft ein interessantes und für den Aufbau des Staates und der Wirtschaft notwendiges und aussichtsreiches Studium geworden, besonders, wenn der Volkswirtschaftler, wie z. B. Sombart nie vergißt, daß die Wirtschaftsdinge nicht das Letzte und Beste eines Volkes sind, sondern nur die freilich absolut notwendige Voraussetzung und Vorbedingung für höhere Gesittung und edlere Kultur. Die deutschen Arbeiter haben, wenn auch leider nicht immer von der Höhe dieses Horizonts aus, die fundamentale Bedeutung der volkswirtschaftlichen Bildung erkannt, und im Interesse der sozialen Ziele ihrer Klasse („proletarische Interessen") sind sie seit Jahrzehnten (Marx, Engels, Lassalle) bemüht, sich volkswirtschaftliche Kenntnisse anzueignen durch Teilnahme an Kursen, die von Gewerkschaften und Volkshochschulen eingerichtet werden und sich stets eines großen Zuspruches erfreuen. Es gibt Arbeiter, die mit ihren volkswirtschaftlichen Kenntnissen und Urteilen manchen bildungssatten bürgerlichen Zeitungsleser aus dem Felde schlagen würden. Die Gewerkschaften haben die deutschen und englischen Arbeiter seit langem in eine strenge volkswirtschaftliche Schulung genommen. Man vergegenwärtige sich nur einmal, welch ein gewagtes und volkswirtschaftlich schwer zu berech-

nendes Unternehmen ein großer Streik ist, wie der im Mai-Juni 1926 in England ausgebrochene; wie ein solcher Streik eine Machtprobe zwischen volkswirtschaftlichen Prinzipien darstellt!

Bei dem gebildeten Bürgertum findet man häufig ein geringes Interesse für volkswirtschaftliche Tatsachen und Probleme. Wenn einmal einschneidende Ereignisse wie die Kriegsernährungswirtschaft („Kriegssozialismus") oder die Inflation mit all ihren Gefolgserscheinungen die Gemüter erregen und die persönlichen Vorteile stark beeinträchtigen, wendet man sich aufmerksam wirtschaftlichen Fragen zu, meistens leider in einseitiger und an den persönlichen egoistischen Ansprüchen orientierter Weise. Es liegt aber ein schwerer Denkfehler und ein sozialpolitisches Unrecht darin, die eigene Existenz und deren Vorteil und Vorwärtskommen zu dem alleinigen und beherrschenden Maßstab wirtschaftlicher Erwägungen zu machen. Wir müssen Volks- und Weltwirtschaft treiben, d. h. stets von größeren Zusammenhängen ausgehen und die eigenen berechtigten Strebungen in sie einordnen. Der wertvollste Beitrag, den jeder Volksgenosse zu dem wirtschaftlich-seelischen Wohlergehen seines Volks beisteuern kann und soll, ist die ganz treue und ganz sachliche Arbeit an dem Werk, wohin der Beruf einen jeden einzelnen stellt, sei es der Schraubstock, das Kontor, die Schulbank oder der Ministersessel.

Die hervorragendsten deutschen Volkswirtschaftler von Ruf haben meist dickbändige Werke geschrieben, die wegen ihrer Wissenschaftlichkeit und ihres Umfangs (wie die Grundwerke anderer Wissenschaften auch) für Nichtwissenschaftler als Lektüre nicht in Frage kommen. Kürzere und populäre Schriften über volkswirtschaftliche Fragen gibt es genug, auch gute (z. B. die in den Sammlungen „Aus Natur- und Geisteswelt", „Wissenschaft und Bildung", „Sammlung Göschen" erschienenen), aber auch diese Darstellungen stoßen zumal jüngere Leser häufig durch ihren trockenen und gedrängten Stil ab. Zur Einführung in die volkswirtschaftliche Literatur und Betrachtungsweise steht einzig da das Buch von Prof. Werner Sombart, das 1903 zuerst erschien unter dem Titel „Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert" und aus dessen Volksausgabe (4. Auflage, 1919,

Verlag Georg Bondi, Berlin) wir hier ausgewählte Abschnitte bieten.

Sombarts Schrift ist für den Anfänger das klassische und gar nicht zu ersetzende Buch, um in die Fragen der Volkswirtschaft hineinzukommen. Aber auch für den erfahrenen Leser ist es eine höchst reizvolle und lehrreiche Lektüre. Es sei hier gleich der Wunsch ausgesprochen, daß dieser Schulauszug möglichst jeden reiferen Leser an das ganze Werk heranführen soll, da die hier ausgewählten Kapitel keinen Ersatz für das ganze Werk zu bieten imstande sind. Die Gesamtausgabe enthält zudem auch das statistische Material in erheblichem Umfange, das wir entsprechend dem Rahmen dieser Sammlung „Deutscher Schulausgaben" ganz weggelassen haben, das für ein tieferes Eindringen und zum Kennenlernen der volkswirtschaftlichen Arbeitsmethoden jedoch unentbehrlich ist.

Werner Sombart besitzt die so seltene Gabe, einen von Natur sehr spröden Stoff, in diesem Falle wirtschaftliche Geschehnisse, so zu verarbeiten und sprachlich zu gestalten, daß auch Laien seine Werke mit Genuß und Verständnis lesen können. Eine ungewöhnlich starke Kraft bildhafter Anschauung, die Gabe witziger, geistreicher Einfälle, ein künstlerisch geschultes Sprachgefühl, die liebenswürdige Art, mit dem Leser Fühlung zu gewinnen (durch die in älteren Schriften häufige Gepflogenheit, den Leser und die „liebenswürdige Leserin" anzureden), machen den Verfasser unserer Schrift zu einem der glänzendsten Schriftsteller unserer Zeit, der erfreulicherweise nicht nach dem Rezept schreibt: je dunkler, desto gelehrter. Sombart verkörpert durchaus den Typus des modernen, weltmännischen Gelehrten, der mit der Bildungsschicht seiner Zeit bewußt Fühlung sucht, anstatt sich in den Mantel der Gelehrsamkeit zu verhüllen. Manche Abschnitte des Sombartschen Buches sind geradezu mit dichterischer Kraft geschrieben, und der Leser vergißt darüber ganz die natürliche Sprödigkeit des Stoffes. Sombart geht in seinem Buch über die deutsche Volkswirtschaft des 19. und 20. Jahrhunderts den historischen Weg, „um zu zeigen, nicht nur woher die Fahrt kommt, sondern auch wohin sie geht".

Voller Schmerz und etwas resigniert fügt er freilich in einem späteren Vorwort hinzu, daß das Werk seinen Charakter

mit den Veränderungen, die das Wirtschaftsleben seit dem Ausbruch des Weltkrieges erfahren hat, geändert habe. Es sei jetzt „ein rein historisches Werk" geworden und könne als solches nun nicht mehr veralten. Gerade aus diesem Grunde eignet es sich außerordentlich für den Schulgebrauch. In unserer Zeit hat sich leider bei vielen unter dem Druck der Not und infolge der Ungeistigkeit der auf 1870/71 folgenden Kulturperiode die sogenannte „Wirtschaftsgesinnung" eingenistet, jene öde und trostlose Einstellung, bei welcher der wirtschaftliche Nutzen der einzig anerkannte Lebensmaßstab ist und alle andern Güter der Jagd nach Geld und Macht („Machttrieb") untergeordnet werden. Sombart steht einer solchen Auffassung durchaus fern. Das letzte und feinste Kapitel seiner Darstellung „Über einige Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher und geistiger Kultur" zeigen ihn uns als einen Mann, der den nichtwirtschaftlichen-geistigen Werten die höchste und letzte Bedeutung beilegt. Ein starker Idealismus, dessen Wurzeln in die reichste Epoche und in die feinsten Persönlichkeiten unserer Geistesgeschichte zurückreichen, durchweht dieses Kapitel und macht seinen Verfasser fähig, in der Vorkriegszeit wirtschaftlicher Hochkonjunktur die ganz schweren geistigen Schäden jener Jahrzehnte einer äußerlichen Scheinblüte bei aller Anerkennung des auch damals Wertvollen zu erkennen.

Werner Sombart ist 1863 in Ermsleben im Harz geboren. Er wurde 1890 Professor in Breslau, kam 1906 als Professor an die Handelshochschule in Berlin und bekleidet dort seit 1919 auch einen Lehrstuhl an der Universität. Von seinen sonstigen Werken seien noch genannt: „Die Juden und das Wirtschaftsleben" (1911); „Der moderne Kapitalismus", zwei Bände, (1902, 6. Aufl., 1924); „Grundlagen und Kritik des Sozialismus", 2 Teile (1919–1922).

Sombart hat dann ferner in zahlreichen Zeitschriften-Aufsätzen zu den verschiedensten Fragen der nationalökonomischen Wissenschaft als ein sehr lebendig fühlender Gegenwartsmensch Stellung genommen und Zeugnisse seines umfassenden Forschens und Wissens niedergelegt. Seine Ansichten und Forschungsergebnisse stehen nicht unangefochten da, sie sind vielfach von anderer wissenschaftlicher Seite angegriffen worden. Auch sein Buch über die deutsche Volkswirtschaft ist kräftiger Kritik aus-

gesetzt worden. Das ist das Schicksal jedes temperamentvollen und originellen Schrifttums, und lebhafte Kritik kann der wissenschaftlichen Arbeit nur förderlich sein. Wir aber wollen den Fachstreit den berufenen Wissenschaftlern überlassen und es Sombart danken, daß er unserer Literatur dieses wertvolle, anregende Werk geschenkt hat. Ihm, dem Verfasser, und dem Verleger Bondi sei auch Dank, daß sie beide bereit waren, durch die dankenswerten Bemühungen des Verlages Velhagen & Klasing ein noch durchaus nicht der Vergangenheit des Schrifttums angehöriges Buch für die Sammlung der „Deutschen Schulausgabe“ in Auswahl zur Verfügung zu stellen.

Bielefeld, den 5. Juni 1926.

Dr. Otto Bauer.

Literatur über Sombart findet man im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Auflage 1908, Jena (Neuauflage im Erscheinen begriffen) und im „Wörterbuch der Volkswirtschaft“, 3. Auflage, Jena 1911, herausgegeben von L. Elster, sowie in einem größeren Konversationslexikon unter dem Stichwort „Sombart“.

Inhalt.

I. Eine Reise durch Deutschland vor hundert Jahren.

Das Reisen war Anno dazumal keine so einfache Sache wie heute. Wer nicht zu Fuß durch die Lande ziehen wollte, was der rüstige Wanderer, dem es nicht allzusehr auf die Zeit ankam, auch meistens vorzog, der mußte entweder bestiefelt und bespornt zu Pferde steigen oder er mußte den eigenen Klepper vor das Reisewägelchen spannen und selbst kutschieren oder endlich, wem alle diese Möglichkeiten der Ortsveränderung verschlossen waren, dem blieb das Äußerste: die Postkutsche. Und dieses Beförderungsmittel stellte wiederum nicht unerhebliche Anforderungen an die seelische und körperliche Beschaffenheit derer, die sich seiner bedienten. J. N. Hecht, der Bädeker jener Zeiten, rechnet zu den Erfordernissen eines „ordentlichen Passagiers" in erster Linie gute Leibeskonstitution und christliche Geduld. Namentlich galt es wohl diese zu üben. Und wer sie nicht hatte, konnte sie auf einer längeren Postfahrt nach Ansicht zuständiger Beurteiler recht wohl erwerben. „Wer keine Frau hat, folglich die Geduld weniger kennt," meinte einer der meistgereisten Männer jener Zeit, „reise auf mein Wort nach dem Norden", nämlich von Deutschland, der bei den Reisenden besonders verrufen war. Etwas besser reiste man in Süddeutschland, und namentlich über die Zustände in den österreichischen Landen urteilte man weniger ungünstig.

Insbesondere war der Postdienst exakter drüben an der Donau. Wie doch die Zeiten sich ändern!

Und die vielen Klagen über die Mühseligkeit des Reisens, die uns aus jedem Reisebericht der Zeit entgegentönen (und es gibt deren fast soviel in Buchform wie heute in feuilletonistischer Gestaltung „Reisebriefe"), erscheinen nur allzu begreiflich, wenn wir uns die Bedingungen anschauen, unter denen das Reisen vonstatten ging.

Die Wege! Du meine Zeit! War das eine Not! Nur auf ganz wenigen Strecken Chausseen oder gepflasterte Straßen. Im ganzen Königreich Preußen waren 1816 erst 523 3/8 Meilen Chausseen vorhanden (heute mehr als 10000 Meilen auf demselben Gebiet); davon drei Fünftel in Westfalen und Rheinland, während die Provinzen Pommern und Posen überhaupt noch keine Chaussee hatten, Preußen immerhin schon eine Meile. Die Regel also: Sand, Lehm, Rasennarbe, das heißt Staub im Sommer, Morast im Winter; tiefe Löcher; Stubben und Steine an allen Orten. Daher Berichte über Berichte von steckengebliebenen Wagen, gelegentlich sogar von Postknechten, die im Sumpfe erstickt waren. Oft genug *wollte* man die Wege gar nicht bessern. Die Posten und Frachtzüge sollten langsam durch ein Gebiet ziehen, damit Gastwirte und Handwerker recht viel an ihnen verdienten.

Und der Wege waren die Wagen würdig. Die Postkutschen waren eines der beliebtesten und ausgiebigsten Witzobjekte für den geistreichen Zeitungsschreiber jener Tage. Es lohnte wohl eine neugermanistische Doktorarbeit, in der die zahlreichen Stellen aus der zeitgenössischen Literatur zusammengetragen würden, die a) in witzig-humorvoller, b) in gallig-ärgerlicher Weise von den Unzulänglichkeiten der Postwagen ihrer Zeit handeln. Ich erinnere nur an *Lichtenberg*: „Sie streichen die Post-

wagen (es waren offenbar die Taxisschen gemeint) rot an, als die Farbe des Schmerzes und der Marter, und bedecken sie mit Wachslinnen, nicht, wie man glaubt, um die Reisenden gegen Sonne und Regen zu schützen (denn die Reisenden haben ihren Feind unter sich, das sind die Wege und der Postwagen), sondern aus derselben Ursache, warum man denen, die gehenkt werden sollen, eine Mütze über das Gesicht zieht: damit nämlich die Umstehenden die gräßlichen Gesichter nicht sehen mögen, die jene schneiden." Ludwig Börne aber schrieb noch am Beginn des dritten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts seinen klassischen „Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen", die „Monographie der deutschen Postschnecke", worinnen er sagt: „Über Postwagen habe ich schon auf früheren Fahrten die besten satirischen Einfälle gefunden, doch sie alle wieder verloren. Mein Ideenmagazin ist zu klein und gibt mir keinen Platz, um Gedankenernten, die ich gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern. Gedanken über Postwagen konnte ich aber nie gleich aufschreiben, da der Stoß dieser mit dem Anstoße zu jenen immer zusammenfiel."

Aber einen schier unerschöpflichen Born für allerhand Witz und Satire bildete das Tempo, in dem man mit der Post befördert wurde. Wer sich darüber unterrichten will, studiere die obgenannte Abhandlung Ludwig Börnes, in der sehr viele hübsche Geschichten erzählt sind. Die damaligen Journalisten trieben ihr Fach noch gründlich und mit vielem Eifer. So fehlt es denn der „Monographie" unseres Gewährsmanns auch nicht an „statistischem Material"; der Autor selbst übersetzt Statistik des Postwagens mit „Stillstandslehre". Hier der Kursbericht einer Fahrt von Frankfurt nach Stuttgart. Die Fahrzeit betrug 40 Stunden; die Aufenthalte waren diese:

	Stunden	Minuten
In Spendingen . .	–	12
„ Langen	–	50
„ Darmstadt . . .	–	45
„ Bickenbach . . .	–	30
„ Heppenheim . .	1	15
„ Weinheim . . .	–	30
„ Heidelberg . . .	3	15
„ Neckargemünd .	1	15
„ Wiesenbach . .	–	12
„ Sinzheim . . .	–	15
„ Fürfeld	–	30
„ Heilbronn . . .	3	10
„ Besigheim . . .	1	5
„ Ludwigsburg . .	1	–
Summa:	14 Stunden	44 Minuten.

Daß Börne nicht geflunkert hat, ersehen wir aus zahlreichen andern Berichten, die mit dem seinen übereinstimmen, und aus den Kursbüchern. Von Berlin nach Leipzig fuhr man anderthalb Tage, nach Breslau vier Tage, nach Königsberg eine Woche lang. Und daß alles in allem es von Berlin aus nicht anders sich reiste als von Frankfurt a. M. aus, ersieht man aus folgender Schilderung, die sich in den Jugenderinnerungen Ludwig Rellstabs findet:

„Man reiste in jener Zeit freilich etwas anders als jetzt. – Mit der ordinären Post (damals der gestempelte Ausdruck) fuhren wir von Berlin ab. Ein, was schon sybaritischer Luxus bei der ordinären Post war, bedeckter Wagen nahm uns auf. Die Sitze und Lehnen gepolstert, mit glattem Leder überzogen, der Wagen ohne Federn, zugleich in seinem Innern, im Hintergrunde, viele Gepäckstücke enthaltend, die mit zum Anlehnen benutzt wurden. (Auf Nebenstraßen gab es meist nur halb oder ganz unbedeckte Wagen.) Man saß nicht allzu weich, doch für einen so jungen Reiselustigen, wie mich, wundervoll, und

das starke Stoßen und Schütteln war mutmaßlich gesünder als die jetzige nervenbetäubende Zitterbewegung des Eisenbahncoupés. Einige Frist, Land und Leute kennen zu lernen, hatte man auch. Selten wurde im mäßigen Trabe gefahren, nur auf ganz ebener Chaussee; bei geringen Erhebungen der schwerfälligste Schritt. Die Fahrzeit bis Zehlendorf – wir nahmen unsern Weg über Potsdam nach Wittenberg – war drei Stunden; dort anderthalb Stunden Aufenthalt, weil auf jeder Station alles Gepäck gezählt und somit der ganze Postwagen umgeladen wurde. Daher gelangten wir denn, morgens um 8 oder 9 Uhr ausgefahren, auch am späten Abend schon wohlbehalten nach Belitz, dem Städtchen drei Meilen hinter Potsdam."

So konnte die Idee aufkommen, den Reisenden Wartegelder auszufolgen und nicht die Leidtragenden, sondern die Leichen selbst auf hochfürstlich Thurn- und Taxischen fahrenden Postwagen zum Begräbnisse zu führen, „damit sie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Asche des Lebens nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müsse."

Was das Schneckentempo verschuldete, war nicht nur, wie Börne meinte, die Erwägung, daß der plötzliche Wechsel der Schritte von langsamen zu geschwinden und umgekehrt den Pferden schädlich sei, weshalb man, da man in Städten und Dörfern langsam zu fahren verpflichtet sei, auch auf der Landstraße den langsamen Schritt beibehalte. Es gab auch noch triftigere Gründe. Der unwegsamen Wege wurde schon gedacht. Dann aber mußten die unausgesetzten Zoll- und Oktroiplackereien viel Zeit wegnehmen. Ende des 18. Jahrhunderts wurden beispielsweise zwischen Dresden und Magdeburg noch 16, von Wertheim bis Mainz 7 Zölle erhoben, und ähnlich war es allerorten. Man wolle sich erinnern, daß bis

1803 sich noch über 300 Fürsten und Herren in die deutschen Lande teilten, die dann erst auf 38 zusammenschmolzen. Aber auch diese „achtunddreißig Monarchen" betrachteten Land oder Ländchen des Nachbarn noch (wie es in moderner Ausdrucksweise heißen würde) als „Zollausland", und der Schlagbäume gab es auf den deutschen Straßen fast so viele wie heute Telegraphenstangen. „Dagegen beschränkten aber die Deutschen sich selbst um so mehr," klagt im Jahre 1819 Friedrich List. „Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern und bringen ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe. Um von Hamburg nach Österreich, von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und Mautordnungen zu studieren, zehnmal Durchgangszoll zu bezahlen. Wer aber das Unglück hat, auf einer Grenze zu wohnen, wo drei oder vier Staaten zusammenstoßen, der verlebt sein ganzes Leben mitten unter feindlich gesinnten Zöllnern und Mautnern; der hat kein Vaterland. Trostlos ist dieser Zustand für Männer, welche wirken und handeln möchten; mit neidischen Blicken sehen sie hinüber über den Rhein, wo ein großes Volk vom Kanal bis an das Mittelländische Meer, vom Rhein bis an die Pyrenäen, von der Grenze Hollands bis Italien auf freien Flüssen und offenen Landstraßen Handel treibt, ohne einem Mautner zu begegnen."

Und der geplagte Reisende, der mehrere dieser souveränen Reiche durchquerte, hatte nicht nur unausgesetzt sich mit den Zollwächtern herumzuschlagen: was ihn zur Verzweiflung bringen mußte, waren die Plackereien mit den hunderterlei Münzen, die es immerfort zu wechseln galt. Wer sich für die bunte Welt der deutschen Numismatik im Anfange des 19. Jahrhunderts interessiert und

nicht irgendein langweiliges Fachbuch nachschlagen mag, den verweise ich auf die Kapitel in dem noch heute stellenweise lesbaren Buche des schon genannten „in Deutschland reisenden Deutschen“. Sie finden sich im vierten Bande seiner gesammelten Werke. In Summa: Kein Wunder, wenn der nervöse Reisende à la Börne, der einige Tage solcherweise gemartert war, ausrief: „Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Öffnung groß genug, mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wut.“

Und auch wenn er ausruhte von den Strapazen und nicht gerade bei guten Freunden einkehrte, hatte er nicht viel Erfreuliches zu erfahren. Gasthäuser und Herbergen waren höchst dürftig. Ich erinnere mich aus der Reisebeschreibung eines braven Landpastors, der in Halle ein paar Tage blieb und aus dem Schimpfen über schlechte Verpflegung nicht herauskommt: wie er es besonders unangenehm empfindet, daß die Zimmer seines Gasthofs unmittelbar auf den Richtplatz hinausgehen, auf dem in Entfernung von wenigen Schritten die Letztgehenkten noch im Winde baumeln. So daß man es vielfach vorzog, nachts zu reisen; wohl mehr als heute, schon wegen der längeren Reisedauer.

„Wir fuhren allein im dunklen
Postwagen die ganze Nacht.“

Aber freilich: man *erlebte* auch mehr auf einer solchen Reise. Sie war selber ein Erlebnis. Man nahm langsam die Eindrücke auf; bewegte, was man beobachtete, in seinem Innern, und statt im Depeschenstil auf Ansichtspostkarten berichtete man an die Lieben daheim in ausführlichen Briefen; statt Dreispalten-Feuilletons im „Tag“, flüchtig im D-Zuge hingeworfen, legte man nach einigen Monaten der Sammlung seine Erfahrungen in einem stattlichen Bande nieder. Heute schreibt einer ein Buch höchstens über eine Reise durch Sibirien oder Afrika.

Aus der damaligen Zeit haben wir ganze Reihen von Bänden mit Beschreibungen einer Reise nach Rügen; von Berlin nach Dresden; Wanderungen in Brandenburg oder sonst einem eng umschriebenen Fleckchen von Deutschland. Das brachte die Technik der Nachrichtenbeförderung und der Nachrichtenveröffentlichung so mit sich.

Wie innig aber empfand der Reisende die Natur, durch die er fuhr oder ritt oder wanderte! Wie nahe war sein Verkehr mit Leuten aller Stände! Ein hübsches Stimmungsbild gibt eine Stelle in Johann Friedrich Zöllners „Reise durch Pommern“ (1797):

„Bis hierher fuhren wir die Nacht hindurch und wurden dicht vor dem Dorfe aus unserem Morgenschlummer sehr angenehm durch die Empfindsamkeit unseres Postknechts geweckt. (Empfindsamkeit: ein beliebtes Wort in jener Zeit, man erinnere sich des bekannten Buches Sternes, das 1768 übersetzt war und auf Anraten Lessings den Titel Yoriks empfindsame Reise erhalten hatte; 1776 Mosers Satire ‚Für die Empfindsamen‘; 1776 Goethes ‚Triumph der Empfindsamkeit‘ usw.) Neben dem Amtshause steht ein Turm mit einem Gemäuer von antikem Ansehen. Diesem gegenüber hielt der Ehrenmann still und blies ein hübsches Stückchen auf seinem Horn. Von dem Gemäuer her wiederholte das Echo jeden Satz seines Stückchens vollständig und deutlich. Er wechselte mit kürzeren und längeren Abschnitten und beobachtete die Zeit, welche der Widerhall nötig hatte, so richtig, daß wir die seltene Schönheit dieses Echos ganz genossen. Vorzüglich freut's mich, daß er bei dem allen kein Wort sprach, um sich unseres Beifalls zu versichern, sondern sich seinem Gefühle und uns dem unsrigen ganz überließ. Auch beobachtete er eine gewisse Steigerung, die mich überzeugte, daß er viele Versuche angestellt haben müsse, ehe er sich selbst genug tat; und nach etlichen Minuten fuhr er schweigend und langsam der aufgehenden Sonne

entgegen. Als wir ihm beim Abschied sein Trinkgeld für diese Szene erhöhten, sagte er mit einem zufriedenen Lächeln: ‚Ja, es ist ein herrliches Echo!‘“

* * *

Ich denke mir nun, liebe Leserin, daß wir zusammen zu wiederholten Malen in der geschilderten Weise durch die verschiedenen Gaue des deutschen Vaterlandes gewandert, geritten und gefahren sind: empfindsamen Gemütes und offenen Auges für alles, was sich dem Schauenden darbot. Nicht also wie Madame de Staël, die eigentlich nichts von Deutschland sah, desto mehr aber las und hörte, und darum natürlich die Hauptsache nicht erfuhr.

Ich stelle mir weiter vor, daß wir unsere Eindrücke zunächst einmal ganz oberflächlich durch eine Niederschrift festlegen, so wie sie uns gekommen sind, höchstens belebt und verstärkt durch einige Angaben, wie sie die üblichen geographischen Handbücher bieten; und daß wir erst, wenn wir zu Hause wieder hinter dem wärmenden Ofen sitzen, die Reiseeindrücke ordnen und durch ein gründliches Studium volkswirtschaftlicher Werke zu vertiefen suchen. Wir werden dann sehen, ob wir gut beobachtet haben.

Daß wir unsere Reise mit einem ausgesprochenen Interesse für die ökonomischen Dinge und was damit engstens zusammenhängt unternehmen, versteht sich wohl von selbst. Sonst müßten Sie sich schon einem Naturforscher oder Literaten oder einem Antiquar anvertrauen, was Sie aber gewiß nicht mögen.

Mochte das Reisen mühevoll sein: langweilig war es gewiß nicht. Und wenn man sich die Zeit durch Zeitunglesen wie heute nicht vertreiben konnte, so brauchte man's auch nicht. Denn schon auf der Landstraße spielte sich in halbwegs bevölkerten Gegenden ein buntes Leben ab.

Da hatte zunächst das Reisen selber eigenartige Industriezweige erzeugt; allen voran den Bettel, der namentlich nach den Feldzügen in den 1820er und 1830er

Jahren sehr beträchtlich anwuchs. Bettel in allen Formen, oft auch mit allerhand Schaustellungen und Darbietungen durchsetzt. Etwa wie heute, wenn man von Neapel nach Pompeji fährt.

Aber auch so vieles Volk, das seinen Geschäften nachhängt, treffen wir auf der Landstraße an: „Hier geht

der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
geschürzte Pilger – der andächt'ge Mönch,
der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,
der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
denn jede Straße führt ans End' der Welt!"

Und auf den Landstraßen vor allem die schweren Lastwagen, mit Planen bedeckt, oft in langen Zügen einer hinter dem andern. Zwischendurch den flinken Handwerksburschen und den von Dorf zu Dorf ziehenden Hausierer mit seinem Pack auf den Rücken.

Sie fragen, was die eigentümlichen hölzernen Gestelle zu bedeuten haben, die neben der Landstraße aufragen und ihre Arme gespenstig in die Nebel emporstrecken. Es ist der optische Telegraph, den Sie beobachtet haben. Hier einige nähere Angaben darüber: Erst dem französischen Ingenieur Claude Chappe (1792) gelang es nach mehrjährigen, von seinen Brüdern unterstützten Versuchen, brauchbare optische Telegraphen herzustellen. Ihr Wesen bestand darin, daß drei Balken an einem weithin sichtbaren Orte an ein Gestell derartig befestigt waren, daß sie, in vielfachen Kombinationen zusammengestellt, eine große Zahl bestimmter Zeichen geben konnten. Die Beobachtung und Nachbildung eines Zeichens erforderte unter günstigen Umständen 20 Sekunden. Von Toulon nach Paris (etwa 300 km) brauchte ein Zeichen 20 Minuten. Die erste derartige Linie wurde 1794 zwischen Paris und Lille vollendet. Nach und nach aber wurden in Frankreich Linien von 5000 km Länge her-

gestellt, die sämtlich in Paris zusammenliefen. Andere Länder folgten bald mit ähnlichen Einrichtungen, so England, Schweden, Dänemark, Preußen usw. Die bedeutendste derartige Telegraphenlinie in Deutschland war die von Berlin nach Köln.

Der optische Telegraph litt übrigens an dem Fehler so vieler Menschen: er versagte in dem entscheidenden Momente; bei Nacht und Nebel, Regen und Schnee war natürlich eine Beförderung von Nachrichten unmöglich.

Bunt wie das Bild, das sich auf der Landstraße selbst bot, war die Landschaft ringsumher, durch die die Reise ging. Und so ganz anders als heute. Noch, möchte ich sagen, naturwüchsig, zufällig entstanden, mit allen Unregelmäßigkeiten einer aus der naturhaften Wirklichkeit erstandenen Kultur behaftet.

Noch führt der Weg zwischen unregelmäßig gepflanzten Baumreihen hindurch, durch malerische Hohlwege hin, in die der blühende Schlehdorn hineinragt; durch Bäche und Flüsse oder über halbzerfallene Brücken, aus deren Quadern Moos und Gräser wachsen. Die Landschaft ist oft durchsetzt mit Sumpf und Moor, aus denen heraus die Frösche quaken oder die Rohrdommel ihren Ruf ertönen läßt. Oft genug unterbricht ein Steinbruch, eine Sandgrube das Einerlei; und am Rande des Weges steht ein Busch, in dessen Schatten der Wanderer rasten kann, oder mitten im Felde ein Hag, in dessen Sträuchern die Singvögel nisten. Die Heckenrose aber schlingt ihre Zweige um altes Gemäuer, von dessen Ursprung niemand weiß und dessen Zweck von niemand gekannt wird. Es hat noch so vieles in der Landschaft „keinen rechten Zweck"!

Eine Eigenart, die dem Reisenden auffallen muß, ist der Reichtum an Heide- und Weideland und Herden. Nicht nur mächtige Schafherden begegnen dem Wanderer auf Schritt und Tritt: ebensooft stößt er auf Herden von

Gänsen, Schweinen, Ziegen, auf weidende Pferde und Rinder.

Die Ackerflur sieht wie ein Schachbrett aus: in winzig kleinen Streifen liegt Ackerlos neben Ackerlos, nur daß alle aneinandergrenzenden Streifen die gleiche Frucht tragen oder gleicherweise unbestellt geblieben sind. Was das Bild der Feldflur in der Sommerszeit zu einem besonders bunten macht, sind die vielen blauen und gelben Flecke, mit denen die wogenden Kornfelder durchsetzt sind: die Flachsbeete und die Rapsfelder.

Und viel häufiger als heute nimmt ein Wald den Wanderer in seinen Schatten auf. Die uralten Baumriesen sind noch nicht gefällt; das Unterholz wächst noch wild durcheinander mit allerhand „nutzlosen" Sträuchern, den „Forstunkräutern", wie man die malerischen Schädlinge heute nennt. Der Wald spielt noch eine ganz andere Rolle im Leben des Volkes, das ihn mit seinen Sagen und Märchen bevölkert und ihn oft als einzige Quelle des Lebensunterhaltes betrachtet. Die alte deutsche Kultur, wie sie am Anfang des 19. Jahrhunderts noch in den Grundzügen erhalten ist, war recht eigentlich dem Walde entsprossen; der murmelnde Bach, der rauschende Eichbaum sind die Sinnbilder des deutschen Gemütslebens, das just in jenen Tagen, in denen wir im Geiste die deutschen Lande durchstreifen, die wundersame „blaue Blume" der Romantik trieb. Das Sinnige, das Zarte, das Schaudervolle, der tiefe Zug zur Sentimentalität und was sonst noch den Deutschen von allen anderen Nationen unterscheidet: im Walde hatte es seinen Urgrund, in dem ungepflegten, wildgewachsenen Walde, in dem die Vögel im Frühjahr in den Büschen sangen, in denen die Nebel im Herbste über die Lichtungen zogen.

Aber im Walde wurzelte auch die materielle Kultur der nordischen Länder, ehe denn das Eisen und andere unorganisierte Materie eine neue Kultur ins Leben riefen.

Das mußte schon dem deutlich zum Bewußtsein kommen, der aufmerksam durch die Lande zog. Allerorts stieß er auf kleine Leute, die Reisig, Beeren, Streu und andere Erzeugnisse des Waldes sammelten. Die Schweine des kleinen Mannes suchen die Eicheln als Futter, seine Kuh und seine Ziegen grasen am Waldesrande. Aus den Holzbeständen aber nimmt er das Material für die gewerblichen Erzeugnisse, die er auf Messen und Märkten feil hält: allerlei Schaufeln und andere Geräte, Bütten, Pantinen, Schnitzwerk vielerlei Art. Und auch dem Handwerker in der Stadt liefert der Wald den meisten Rohstoff: die Lohe (Rinde zum Gerben) und das Holz. Hölzern war denn auch die Kultur unserer Vorfahren. Holz die Feuerung; aus Holz die Häuser, aus Holz die Brücken und Stege, aus Holz die tausend Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, bei deren Herstellung namentlich der Böttcher beteiligt war, und die wir heute oft nur dem Namen nach kennen: die hölzerne Badewanne, die hölzernen Milch- und Bierkannen, das hölzerne Waschfaß, der hölzerne Wassereimer, die hölzerne Feuertonne, die hölzernen Pökel- und Bierfässer. Viktor Hehn hat schon einmal in seiner geistreichen Art den Artunterschied zwischen Süden und Norden auf den Gegensatz von Stein und Holz zurückgeführt. Und sicherlich war dieser Gegensatz für die Zeit vor hundert Jahren noch mehr entscheidend als heute in einer Zeit, die alle nationalen und lokalen Unterschiede zu verwischen im Begriffe ist.

Wie sehr aber die ganze materielle Kultur damals auf dem Walde ruhte, das mußte sich dem Beobachter noch deutlicher einprägen, wenn er die Wahrnehmung machte, daß auch zahlreiche gewerbliche Erzeugnisse, die nicht aus Holz selbst hergestellt wurden, doch des Holzes zu ihrer Anfertigung benötigten; allen voran das Eisen, das man vermittels der Holzkohle aus den Erzen schmelzte und ebenso weiter verarbeitete, dann das Glas,

das Porzellan u. a. Viel mehr als heute müssen wir uns industrielle Anlagen (kleinen Umfangs) über das Land zerstreut, aber namentlich inmitten des Waldes, am rauschenden Waldbach (dessen Kraft man nutzte, ehe der Dampf seine Alleinherrschaft errang) gelegen denken. Wir haben eine hübsche Schilderung eines solchen idyllischen Eisenwerks aus jener Zeit, die Sie, verehrte Freundin, sicherlich oft zitiert haben, ohne darauf zu achten, daß uns in ihr das typische Bild der alten Eisenindustrie überliefert ist:

„Des Wassers und des Feuers Kraft
verbündet sieht man hier;
das Mühlrad, von der Flut gerafft,
umwälzt sich für und für;
die Werke klappern Nacht und Tag,
im Takte pocht der Hammer Schlag,
und bildsam von den mächt'gen Streichen
muß selbst das Eisen sich erweichen."

Aber auch wenn wir in ein Dorf einfahren, vernehmen wir von gewerblicher Tätigkeit noch mehr als heute: wir sehen die Bäuerin spinnen, hören das Weberschiffchen klappen, finden den Bauern hinter Hobelbank und Schraubstock oder an der Lohgrube beschäftigt und Schuster und Schneider bei den Bauern zu Gaste. Unsere Studien werden uns belehren, daß diese Wahrnehmungen nicht auf Täuschung beruhten, auch keine zufälligen gewesen waren.

Und die Dörfer selbst, wie schauten sie aus? Das wäre ein interessantes Kapitel für sich, davon zu erzählen, aber es würde doch wohl allzu lang ausfallen. Denn was das Eigenartige jener früheren Zeit ist, sind gerade die Unterschiedlichkeiten in der Anlage der Dörfer und in der Bauart der Häuser. Ein wenig ist ja davon auch heute noch erhalten: der Niedersachse und der Oberbayer siedelt in einzelnen Höfen, der Schwabe, der Thüringer,

der Schlesier und andere Stämme wohnen in Dörfern zusammen, heute wie damals. Aber doch sind die charakteristischen Typen der Häuser mehr und mehr verschwunden: Stroh und Schindeln sind durch Ziegel und Schiefer verdrängt, und das Stadthaus erobert sich auch die Dörfer. Vor hundert Jahren können wir die Kulturzonen, die Stammesgebiete, die Siedelungsgrenzen scharf nach dem Typus der Bauernhäuser unterscheiden, die im niedersächsischen, im alemannischen und im thüringischen Hause ihre prägnantesten Formen aufweisen. Wer sich über diese Dinge näher unterrichten will, findet den erwünschten Aufschluß in einem Buche Friedrich von Hellwalds, Haus und Hof (1. Aufl. 1888). Und daß in diese lokal gefärbten Häusertypen der früheren Zeit die landschaftlich verschiedenen Volkstrachten gehören, versteht sich von selbst. Über sie wird der Leser schon mehr wissen, als ich ihm sagen könnte.

Kleinere Städte gab es eine ganze Menge. (Näheres in der großen Ausgabe dieses Buches!) Aber was viele von ihnen von größeren Dörfern unterschied, war oft nur die andere Verwaltung. Wirtschaftlich trugen zumal die kleineren unter ihnen alle noch einen halb ländlichen Charakter; heißt: die Bevölkerung lebte zum guten Teile von Landwirtschaft und Gartenbau. Wir würden heute sagen: die meisten waren Landstädtchen, etwa nach Art des Städtchens, in dem die Eltern Hermanns ihren Gasthof hielten. Sie erinnern sich gewiß der Schilderungen aus „Hermann und Dorothea“ und nicht zuletzt der Verse:

„Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb und Bügererwerb paart.“

Da haben Sie den Typus der kleineren und wohl auch vieler mittleren Städte jener Zeit!

Meine Absicht ist, den Leser möglichst wenig mit Zahlen zu plagen. Trotzdem werden Sie hie und da einigen „statistischen Angaben“, wie wir das in unserer

geschraubten Amtssprache nennen, nicht entgehen können; ich will aber versuchen, immer nur Ziffern mitzuteilen, die auch dem nicht verbildeten Verstande auf den ersten Blick einleuchten. Also hören Sie: Im Anfang des Jahrhunderts (1802/1803) wurden in den Städten des preußischen Staates noch 63486 Scheunen (und Packhäuser) ermittelt. Sie sehen: das läßt auf ausgedehnten Landwirtschaftsbetrieb der Städter schließen. Ferner gab es in den damaligen Städten noch 14088 „wüste Stellen". Beispielsweise gab es in den Städten des Breslauer Departements noch 4400 Scheunen und 5492 Stallungen, in denen des Glogauer 1796 Scheunen und 4074 Stallungen usf. So darf es uns denn auch nicht in Erstaunen setzen, wenn wir erfahren, daß die Städte im preußischen Staate in den Jahren 1801/02 noch 10,5 Millionen Taler aus dem Ackerbau und beinahe 7 Millionen Taler aus der Viehzucht gewannen.

In den kleineren und mittleren Städten herrschte das Fachwerkhaus noch durchaus vor; im ganzen preußischen Staate gab es im Anfang des Jahrhunderts erst 24643 massive Häuser von insgesamt 1454475 Häusern oder Feuerstellen, d. h. etwa 17 vom Tausend. Aber auch das Stroh- und Schindeldach war, namentlich im Osten der Elbe, keineswegs schon in den Städten völlig ausgestorben. So wurden beispielsweise in den Städten des Posenschen Departements neben 1350 Häusern mit Ziegeldächern 20393 Häuser mit Stroh- und Schindeldächern gezählt; in den Städten des Breslauer Departements betrugen jene 7425, diese 20342, und selbst im Paderbornschen wiesen die Städte noch 1588 Stroh- und Schindeldächer neben 3443 Ziegel- und 204 Schieferdächern auf.

Weimar war zu Goethes späterer Zeit erst ein Städtchen von 8000 Einwohnern, die in 800 Häusern wohnten. Die Häuser waren also klein: sie beherbergten höchstens zwei Familien. Einige Häuser waren noch mit Stroh

abgedeckt, die meisten mit Schindeln. Meist waren es recht billige Bauten: 150 von ihnen kosteten rund je 200 Taler, andere 150 je 400 Taler. Einen Wert zwischen 10 und 20000 Talern hatten nur vier Privathäuser.

Aber auch in den größeren und größten Städten sah es noch viel weniger „städtisch“ aus als heute. Die meisten deutschen Städte hatten sich im Anfang des Jahrhunderts über ihren Umfang, den sie im späteren Mittelalter erreicht hatten, kaum erweitert. Jedenfalls lagen außerhalb der alten Stadtmauern, die noch größtenteils standen, nur zerstreute Häuser inmitten von Gärten und Feldern. Ja, Gärten und Felder reichten häufig genug bis in die Mitte der Stadt hinein. Denken Sie sich also Breslau innerhalb des Stadtgrabens, der den Festungswall bildete. Als der General Tauentzien starb, bat er sich aus, fern von allem städtischen Getriebe, draußen vor den Toren der Stadt beigesetzt zu werden. Sie wissen: sein Monument steht jetzt inmitten der Stadt, umflutet von dem Getümmel regsten städtischen Verkehrs.

Und wie sah es selbst in der größten (im heutigen Sinne reichs-) deutschen Stadt – Berlin – aus, das im Jahre 1800 annähernd 200000 Einwohner zählte (1800 = 172023; 1804 = 182157)! Es wird Sie interessieren, den Bericht eines Zeitgenossen zu vernehmen, der Wien und Berlin miteinander vergleicht. Wien hatte schon damals eine ganz andere Kulturhöhe erreicht als Berlin, auch wenn es nach heutigem Maßstabe doch nur gering entwickelten Komfort aufwies. Der Berichtende ist der Kriegsrat von Cölln; sein Vergleich stammt aus dem Jahre 1800 und lautet in seinen charakteristischen Stellen also:

„Wien liegt in einem fruchtbaren Garten, von hohen Bergen umschlossen, unter denen der Schneeberg in Steiermark (6–8 Posten von Wien) sein stets beschneites Haupt majestätisch emporhebt.

Berlin liegt dagegen in den Sandwüsten Arabiens; man mag nun hineinkommen, von welcher Seite man will, aus Ost oder West, aus Süd oder Nord, so wird man von den keuchenden Postpferden in einem Sandmeer fortgeschleppt; im Sommer brennt die Sonne auf diesem Sande doppelt stark, und einige von Raupen abgefressene Kiefernstämme geben den einzigen dürftigen Schatten, der zu finden ist. Von Bergen findet das Auge weit und breit keine Spur, und wo man etwa Wasser findet, da ist es ein Sumpf, um den eine Schar von Kiebitzen ihren angenehmen Gesang erhebt. Was man auf den Feldern erblickt, sind einzelne Kornhalme, deren Samen hier die Vögel verloren zu haben scheinen.

Noch interessanter wird die Szene, wenn sich ein Sturm erhebt, denn da kann man ganze Felder mit Frucht und Samen in der Luft wirbeln und an einem anderen Orte wieder niederlegen sehen. Jetzt sind zwar Kunststraßen gebaut, aber ihre dürftige Nachbarschaft ist geblieben.

Man freut sich, wenn man endlich die Turmspitzen von Berlin erblickt; jetzt kommt aber nahe an der Barriere dem Reisenden ein pestilenzialischer Geruch entgegen, denn die Berliner laden allen ihren Unrat nahe vor den Toren ab; an der Straße von Frankfurt ist es auch damit noch nicht genug; sondern hier hat der Schinder selbst seine Werkstätte aufgeschlagen.

Hat man im Tore die unleidliche Revision der Akzisebeamten überstanden und dem wachthabenden Offizier seine hundert Fragen beantwortet, damit er die öffentliche Neugierde befriedige (denn zu weiter dienen sie nichts), so sieht man sich in die Mitte ärmlicher Hütten, Wiesen und Felder versetzt (es wäre denn, man passierte in die Tore der Friedrichsstadt ein), oft sieht man aber nichts, denn der kleinste Zephir erregt einen so unerträglichen Staub, daß man die Augen fest zudrücken muß.

Wien hat keinen Palast oder ein öffentliches Gebäude aufzuweisen, welches man mit dem Schlosse oder mit dem Opern- und Zeughause, mit dem Heinrichschen Palais und anderen in Berlin zusammenstellen könnte. Mit einem Wort: Wien ist in Rücksicht der Bauart, der Regularität und Breite der Straßen mit Berlin gar nicht zu vergleichen und wird dadurch weit übertroffen. Dennoch hat Wien einen Vorzug auch in dieser Hinsicht, den man in Berlin völlig vermißt. Das Pflaster ist in Wien aus Quadersteinen ausgeführt, und man findet hier keine stinkenden und unreinen Rinnsteine wie in Berlin, da diese dort sämtlich verdeckt sind. Es ist schändlich, wie wenig in diesem Punkte in Berlin von der Polizei geschieht. In die Rinnsteine leert man allen möglichen Unrat aus und wirft krepierte Haustiere hinein, die einen unleidlichen Gestank verbreiten. In Wien sind die Straßen so rein wie die Gänge eines weitläufigen Hauses. Unaufhörlich fahren Wagen umher, die allen Unrat aufladen, andere, auf denen sich große Wasserfässer befinden, um die Straßen zu bespritzen und allen Staub zu löschen. Dagegen watet man in Berlin stets im Kot oder im Staube.

Wien hat durchaus unterirdische Kanäle, die sich in die Donau ergießen; dahin kommt aller Unrat. In die verschiedenen Gassen sind Tagelöhner verteilt, welche den Unrat zusammenkehren; hinter ihnen fährt ein Wasserbehälter, mit dessen Hilfe der Unrat in die nächste Kanalöffnung gebracht wird. In Berlin kannst du unaufhörlich deine Nase im Schnupftuch tragen.

Wenig sieht man darauf, tote Hunde und Katzen zu entfernen, und ich habe oft einen halben Tag tote Pferde in sehr lebhaften Straßen liegen sehen. Hat es geregnet, so werden die Kothaufen in den Straßen zusammengeworfen, und da diese oft Tag und Nacht auf den Abholer warten müssen, so kann man es im Finstern sehr leicht versehen,

hinein zu geraten, und bis an die Knie verunreinigt zu werden."

Über den Zustand Berlins im Jahre 1798 äußert sich der „Bericht eines offenherzigen Berliners" ähnlich: „Unsere Straßen sind so irregulär schlecht gepflastert, daß jeder Fremde über Schmerzen in den Fußsohlen klagt. Berg und Tal wechseln besonders auf dem Bürgersteige miteinander ab, und man läuft an dunkeln Abenden Gefahr, zu stürzen und ein Bein zu brechen. Die Brücken, die über die Rinnsteine führen, sind miserabel, und es gibt sogar im Herzen von Cölln-Berlin ganze Gegenden, in denen keine Laterne brennt. Diebstähle und Überfälle auf offener Straße sind zur Abendzeit daher nichts Außergewöhnliches. Weder die Berliner Spree noch die Potsdamer Havel weisen sichere Brückengeländer auf. Ein neulich vorgekommener Unglücksfall an der Hundebrücke (der heutigen Schloßbrücke) hat abermals den Beweis geliefert, wie nötig eine solche Einrichtung ist, da ein hiesiger Kaufmann am dunkeln Abend vom Lustgarten aus direkt in die Spree hineinstürzte."

Worüber man immer wieder klagen hört, das ist die Unwegsamkeit in den Städten jener Zeit. Kein Pflaster oder schlechtes, kein Bürgersteig, daher Staub im Sommer, Morast im Winter. Aber man muß doch auch bedenken, daß es damals noch an einem eigentlichen Verkehr im heutigen Sinne innerhalb der Stadt fehlte. Außer den paar Beamten, die zwischen Wohnung und Bureau hin und her gingen und den Bewohnern der Straße, die sie durchschritten, als lebendige Stundenzeiger dienten, den paar Laufburschen, Reisenden und sonst einigen Leuten müssen wir uns die Bevölkerung selbst einer größeren Stadt noch häuslich denken, nicht in so unausgesetzter Bewegung wie heute. Die Arbeiter brauchten nicht meilenweit zu ihrer Arbeitsstätte zu laufen, die vielmehr meist mit ihrer Wohnstätte zusammenfiel, die

tausend Dinge des täglichen Gebrauchs wurden nicht in einem ewigen Herumgelaufe zusammengeholt, das Shopping war noch nicht zur süßen Gewohnheit der Damen aller Stände geworden, die vielmehr in Haus und Garten und in der Pflege ihrer Kinder noch überreichlich Arbeit fanden, und von einem Spazierengehen innerhalb der Stadt war gar erst nicht die Rede.

Man setzte sich am Abend vor das Haus, in die Laube oder ging Sonntags vor die Tore der Stadt, wieder in die eigenen Gärten, wie deren die besseren Familien alle noch hatten, oder in Feld und Wald hinaus. Was hätte man auch für einen Genuß gehabt, in der Stadt zu promenieren? In den Straßen gab es keine „glänzend ausgestatteten“ Schaufenster; nur hier und da eine armselige Vitrine mit ein paar Atlasschuhen oder einigen Scheren und Messern oder einigen Pferdegeschirren: den Auslagen der Handwerker. Auch waren die meisten Straßen noch eng und winklig und keineswegs „begradigt“, sondern die Fluchten der Häuser wurden von den steinernen Treppen, die zu den Hausfluren führten oder von den überladenden „Schaufenstern“ der Handwerksmeister oder sonst einem architektonischen Hindernis unaufhörlich unterbrochen.

Und von den Verkehrsmitteln in den Städten gilt das Gleiche. Auch sie waren entweder gar nicht vorhanden oder aber, wenn vorhanden, höchst primitiv. In Berlin gab es noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts keine Fiaker; nur beim Ausgang der Oper oder des Schauspiels standen ein paar Wagen zur öffentlichen Benutzung bereit. Sonst mußte man sich einen Mietswagen in der Wohnung des Fuhrherrn bestellen: wie heute noch in kleineren Städten. In Breslau wurden 1814 die ersten städtischen Fiaker eingeführt, die am Salzringe und Neumarkt Aufstellung nahmen. Und gar das Kulturphänomen: der „Omnibus“, dieses Wahrzeichen unserer

aufgeklärten Zeit, in dem deren Eigenart wie kaum in einer anderen Einrichtung zum prägnanten Ausdruck kommt, der „Omnibus“ gehört einer viel späteren Zeit an: er taucht 1843 in Hamburg, 1846 in Berlin, 1854 in München, 1862 in Breslau auf. Aber was hatten denn auch die Leute von damals nötig, sich in einem Affenkasten täglich ein paarmal herumkarren zu lassen. Ich erinnerte eben schon daran, daß die Bevölkerung der Städte, namentlich auch deren schönere Hälfte, seßhafter war. Und dann waren doch auch die Entfernungen so kurz, und man hatte auch das Laufen noch nicht ganz verlernt.
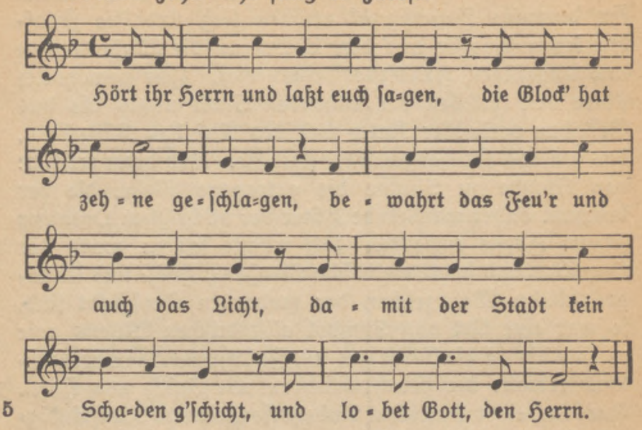
Zu den Wegen, die nicht wegsam, den Verkehrsmitteln, die nicht da waren, gesellte sich die Beleuchtung der Straßen, von der man nichts merkte. Nur in den größeren Städten gab es überhaupt so etwas, wie ein „öffentliches Beleuchtungswesen“: in den Hauptstraßen alle paar hundert Schritt auf einem Holzpfahl oder an einer quer über die Straße gezogenen Kette eine trübe Öllampe, die nicht einmal angesteckt wurde, „wenn Mondschein im Kalender stand“. Berlin besaß am Ende des 18. Jahrhunderts 2354 Laternen, die vom September bis Mai brannten. Wem das nicht genügte, der nahm sich, wenn er abends aus dem Hause ging, sein eigenes Laternchen mit, oder er ließ den Diener (wenn er einen hatte) mit der Fackel sich oder seiner Sänfte vorausgehen . . .

Welche Bilder steigen da vor unserem geistigen Auge auf! Die abends schon um neun oder zehn Uhr stille, ausgestorbene Stadt, mit den lauschigen Winkeln und Gäßchen, in die verstohlen der Mond hineinlugt und wo im Schatten eines Brunnens, eines Erkers ein verspätetes Liebespaar sich scheu zusammenduckt und nur hier und da ein Nachtschwärmer mit seinem Lichtchen wie ein Irrwisch vorüberhuscht. Es waren große Ereignisse,
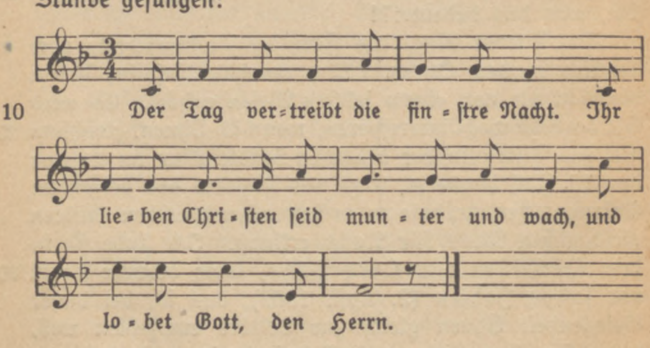
wenn in diese Stille hoch vom Turm die große Glocke ihr dumpfes Feuersignal ertönen ließ und die schlaftrunkenen Bürger aus den Betten an die Wassertonnen und ungefügen Handfeuerspritzen rief. Für gewöhnlich störte den Frieden der ruhenden Stadt nichts als das Gestöhne verliebter Kater und der Ruf des Käuzchens, das um das Kirchengemäuer flatterte. Und dann freilich: von Stunde zu Stunde die getragene Weise, die der langsam daher wandelnde Hüter der nächtlichen Ordnung seinem Horne entlockte. Ich möchte sagen: wenn der Omnibus und heute elektrische Straßen-, Hoch- und Untergrundbahn Wahrzeichen der modernen Großstadt sind, so war eine Art von Symbol altstädtischen Wesens, wie es sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland erhielt: der *Nachtwächter* mit Spieß und Horn. Ausdruck einer kindlichen Unbeholfenheit und Rückständigkeit in technischen Dingen. Aber dafür noch voller Ursprünglichkeit und Naturzugehörigkeit, wie wir sie heute nicht mehr kennen. Heute pfeift man auf einer schrillen Pfeife ein Signal, wo man ehedem sang! Begreifen Sie, was das bedeutet?!

Uns Älteren klingt das Horn des Nachtwächters noch deutlich in den Ohren. Sie, verehrte Leserin, haben vielleicht nie von einem solchen Wesen gehört. Es wird Sie deshalb wohl interessieren, wenn ich Ihnen, gleichsam als das Leitmotiv der deutschen Städtekultur im Anfang des 19. Jahrhunderts, Text und Melodie des bekannten Gesanges hersetze, wie er in fast allen deutschen Städten gleichmäßig Nacht für Nacht erklang. Ich finde sie in dem Büchelchen von *Otto Bähr*, Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren (2. Aufl. 1886), das ich bei dieser Gelegenheit Ihnen gleich zur Lektüre empfehlen will, wenn Sie über Sitten und Gebräuche jener Zeiten, von denen ich Ihnen nur einige flüchtige Skizzen entwerfen konnte, sich genauer unterrichten wollen.

Abends zehn Uhr sang er zuerst:



In den Zwischenstunden sang er nur die Strophe: „Die Glock' hat — geschlagen." Morgens um vier Uhr sang er zum letzten Male, und zwar, nachdem er die Stunde gesungen:



II. Die Agrarverfassung.

Ich beginne mit der Darstellung der ländlichen Verhältnisse, und zwar zunächst mit einer Schilderung der Bauernwirtschaft alten Stils. Ich bitte nicht zu erschrecken, wenn ich dabei etwas weit aushole: ich springe dann schon! Aber ein Verständnis für die Eigenart des Wirtschaftslebens vor hundert Jahren läßt sich nicht gewinnen, ohne daß man seine Wurzeln bloßlegt. Und diese Wurzeln liegen bei der Agrarverfassung. In der germanischen Urzeit wurden größere, mehrere Quadratmeilen umfassende Gebiete von Gruppen blutsverwandter Familien in nomadenhafter Weise gemeinschaftlich als Weide- und gelegentliches Ackerland genutzt. Diese für mehrere tausend Personen als Unterhaltsstätte dienenden Gründe leben später als gemeine Marken oder Holzmarken fort, nachdem auf einem Teile von ihnen kleinere Verbände zur Seßhaftigkeit gelangt waren. Diese zusammenbleibenden Gruppen von Familien bilden die Dorfgemeinschaften in den Gegenden, wo eine Siedelung in Dörfern erfolgt, das ist dem größten Teile von Deutschland; während an einzelnen Stellen, namentlich in Niedersachsen, die einzelnen Bauern sich isoliert niederlassen, im sogenannten Hofsiedelungssystem. Da aber die Eigenarten der urwüchsigen Bauernwirtschaft sich vereinigt finden bei der dorfartigen Siedelungsweise, so werde ich diese schildern. Man kann dann leicht selbst feststellen, welche Erscheinungen bei einer Siedelung in Einzelhöfen wegfallen.

Also auch, nachdem sich die kleinen Gruppen von Familien in den einzelnen Dörfern verselbständigt hatten, blieb ein Zusammenhang der benachbarten Dörfer untereinander insofern bestehen, als diese gemeinsam das zwischen den Dorffluren gelegene Gebiet, ursprünglich meist Heide, Moor, Sumpf und Wald besaßen und nutzten,

als *Markgenossen*, Mitmärker, Consortes. Diese Tatsache ist wichtig. Sie erklärt die zahlreichen Nutzungsrechte, die noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die einzelnen Bauernfamilien vielfach auf fremdem Grund und Boden, meist Herrenland, ausübten. Denn als im Laufe der Jahrhunderte die Großen das unbesiedelte Land mit Beschlag belegt hatten (das ursprünglich Eigentum der Markgenossen gewesen war), blieben die Ansprüche der ehemaligen Besitzer teilweise in Form von Nutzungsrechten (zum Holzlesen, Streuholen, Weidegang für die Kuh usw.) fortbestehen.

Innerhalb einer Mark lagen nun also die verschiedenen *Dorffluren*, deren einzelne etwa drei- bis vierhundert Hektar groß war. Sie umfaßten das in Kultur genommene Gebiet und hatten im einzelnen folgende Bestandteile:

1. das Dorf selbst, vom „Etter" umgeben, Flüsse, Weiher, Wege;
2. das Ackerland;
3. Weide und Land.

Die Verteilung der Dorfflur unter die einzelnen Genossen, deren es nach *Meitzen*, dem vorzüglichsten Kenner dieser Materie, ursprünglich zehn bis dreißig gab, erfolgte nun nach einem bestimmten, für die gesamte ländliche Wirtschaftsverfassung außerordentlich folgenschweren Prinzip, dem der ideellen Anteilnahme, wie sie in der *Hufenverfassung* zum Ausdruck kommt. Die ideellen Anteile der einzelnen Bauernfamilien an sämtlichen Bestandteilen der Dorfflur hießen nämlich Hufen. Sie waren ursprünglich nach Qualität und Quantität so groß bemessen, daß eine Familie darauf eine normale Bauernwirtschaft führen und von den Erträgnissen auskömmlich leben konnte. Wir begegnen hier zum ersten Male der „*Idee der Nahrung*", die während des ganzen Mittelalters hindurch das Wirtschaftsleben in Stadt und Land beherrscht

und die auch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts durchaus noch das regulierende Prinzip der Produktion bildet: jedem Wirtschaftssubjekt soll ein solcherart abgegrenzter Komplex wirtschaftlicher Tätigkeiten gesichert sein, daß es seine Arbeitskraft voll ausnutzen und sich und die Seinen von seiner Hände Arbeit ernähren kann. Ursprünglich waren also die Hufen alle gleich groß. Im Laufe der Jahrhunderte differenzierten sie sich in doppelt oder mehrfach so große Anteile einerseits, in halbe, drittel, viertel Hufen andrerseits.

Die Bestandteile einer Hufe waren aber folgende:

1. Die Hofstätte, d. h. das Wohnhaus, die Ställe, Scheunen, Gärten, sogenannte Wurten, die von vornherein zu vollem Privateigentum dem einzelnen übergeben wurden;

2. das Ackerland im Felde. Mit diesem hatte es seine besondere Bewandtnis. Es lag nicht an einer Stelle in einer zusammenhängenden Fläche, sondern war nach einem sehr ingeniösen Plane über die ganze Flur zerstreut. Diese wurde gleich bei der Besiedelung in eine Anzahl gleich großer Teile, die sogenannten Gewanne oder Kämpe zerlegt, die aus Bodenstücken annähernd gleicher Qualität bestanden, in der Zahl von dreißig oder vierzig. In jedem dieser Kämpe erhielt nun die einzelne Bauernfamilie eine gleich große Parzelle angewiesen, so viel wie ein Joch Ochsen an einem Morgen pflügen konnte: daher „Morgen" genannt, in Österreich „Joch". Ursprünglich wurden diese Anteile wahrscheinlich von Zeit zu Zeit unter die Dorfgenossen von neuem verlost: daher Ackerlose; schon früh aber entwickelte sich ein ständiger Besitz wenigstens auf Lebzeiten, und bald blieben die einzelnen Streifen erblich zu vollem Privateigentum in einer und derselben Familie. Mit der Zeit, müssen wir uns nun denken, wurden diese Parzellen geteilt, getauscht, zusammengelegt usw. Das Ergebnis war ein

unglaublich buntscheckiges Bild. Eine Dorfflur zerfiel in hunderte, ja tausende solcher Parzellen, von denen der einzelne Wirt also auch oft hunderte über die ganze Flur verteilt besaß. Erinnern wir uns, was wir auf unserer Reise beobachteten: daß die Felder schachbrettartig, in winzige Streifchen zerstückelt erschienen. Die Wahrnehmung war richtig: wir haben jetzt den Grund für diese eigentümliche Erscheinung kennen gelernt.

3. bestand die Hufe aus den Nutzungsrechten der einzelnen Bauernwirtschaft an dem nicht aufgeteilten Areal der Dorfgemarkung, der sogenannten Allmende. Diese wurde gebildet aus dem Wald- und Weideland und blieb, wie gesagt, im Eigentum der Gemeinde, die den Genossen nur das Recht des Viehauftriebs, der Holzlese usw. gewährte.

Diese eigentümliche Eigentumsverfassung, wie sie sich fast übereinstimmend in Deutschland auf dem Lande entwickelte, hatte nun ganz bestimmte Konsequenzen für die Gestaltung des landwirtschaftlichen Betriebes selbst. Es war natürlich unmöglich bei der Durcheinanderwürfelung der einzelnen Besitzstücke jeder Bauernfamilie, der technische Ausdruck dafür ist „Gemengelage", daß der einzelne Bauer seine Wirtschaft einrichtete, wie es ihm gutdünkte. Denn Wege gab es auf der Dorfflur noch nicht. Der Besitzer einer entfernten Parzelle konnte also nur zu ihr gelangen, wenn er über die Besitzstreifen anderer wegfuhr. Also war es ausgeschlossen, daß der eine Bauer noch die Ernte auf dem Halm stehen hatte, während der andere sie einfahren wollte, daß der eine sein Feld zu bestellen anfing, während der andere schon eingesät hatte, und so fort. Mit einem Worte: es folgte aus der gekennzeichneten Situation, der sogenannten Gemengelage, mit Notwendigkeit eine Wirtschaft nach einheitlichem Plan, den die Ältesten der Dorfgemeinde feststellten. Nach diesem Plane war vorgeschrieben, was für eine Frucht

der einzelne Genosse anbauen mußte, wann er seinen Acker zu bestellen hatte, wann er mit der Ernte fertig sein mußte; das war der sogenannte Flurzwang. Ferner enthielt der einheitliche Wirtschaftsplan Bestimmungen über den gemeinsamen Weidegang des Viehs, d. h. den Auftrieb der zu den Dorfherden vereinigten Kühe, Schweine, Gänse usw., sei es in den Wald, auf die als ewige Weide genutzte Allmende, sei es auf die Stoppel- oder Brachweide. Es lag nämlich auch in der Anlage des dorflichen Wirtschaftsplanes, daß das Ackerland von Zeit zu Zeit nicht bestellt wurde, sondern als Brache liegen blieb, um es sich wieder erholen, neue Kräfte sammeln zu lassen. Das war bei der geringen Düngerproduktion, die wiederum eine Folge der übermäßigen Bevorzugung des Getreidebaues war, sowie bei dem niedrigen Stande der Kenntnisse von den Bedingungen des Pflanzenwachstums durchaus erforderlich, wollte man nicht Gefahr laufen, daß der Boden sich ganz und gar erschöpfte. Ich bemerke in Parenthese, daß in dieser agronomischen Konstellation ein deutliches Symptom sehr geringer Produktivität der Landwirtschaft zutage tritt, dank eben der unentwickelten agrarischen Technik jener Zeit. Die Perioden aber, in denen das Ackerland brach liegen mußte, waren in der Mehrzahl der Fälle dreijährige. In den beiden anderen Jahren baute man auf dem Acker hintereinander Winterkorn (Roggen oder Weizen) und Sommerkorn (Gerste, Hafer, Sommerroggen oder Sommerweizen). Folglich mußte in einem Jahre von der ganzen Flur ein Drittel mit Winterkorn, ein Drittel mit Sommerkorn angebaut sein, während das dritte Drittel brach lag und als Weide genutzt wurde. Wegen dieser räumlichen Dreiteilung des Ackerareals, oder (zeitlich) des dreijährigen Turnus der Fruchtfolge nannte man diese Wirtschaftsweise *Dreifelderwirtschaft*. Es war am Beginne des neunzehnten Jahrhunderts, auch in den gleich

zu besprechenden Gutswirtschaften, noch durchaus das in Deutschland vorherrschende Anbausystem, nur hie und da dadurch verbessert (daher „verbesserte Dreifelderwirtschaft"), daß man im dritten Jahre, dem Brachjahre, in das Feld eine Futterpflanze, inbesonderheit Klee einsäte; d. h. die Brache besömmerte. Dieses Verfahren hatte den großen Vorzug, eine ausgedehntere Viehhaltung und damit vermehrte Düngerproduktion und also eine Hebung der Bodenkräfte zu ermöglichen.

Nun deutete ich aber schon an, daß an dieser dorfwirtschaftlichen Verfassung Feudalismus und Gutswirtschaft mancherlei geändert hatten. Wie diese Mächte, im Laufe des Mittelalters jene, beim Beginn der neuen Zeit seit dem sechzehnten Jahrhundert diese, entstanden und zur Entfaltung gelangt sind, kann ich natürlich hier nicht auch noch erzählen. Uns genügt zu wissen, daß sie beide im Effekt darauf hinausliefen, den Bauern in Abhängigkeit vom großen Grundbesitzer zu bringen, ihn zu Abgaben oder Leistungen zu verpflichten und dadurch eine teilweise neue Form landwirtschaftlichen Betriebes neben die Bauernwirtschaften zu setzen. Die Abhängigkeitsverhältnisse, in denen wir die deutschen Bauern (bis auf ganz wenig davon freigebliebene Gebiete) zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts finden, sind entweder sogenannte grundherrliche oder sogenannte gutsherrliche.

Jene bestanden in der Verpflichtung der einzelnen Bauernwirtschaft, dem Grundherrn des Bezirks Abgaben in Geld oder Natura zu leisten. Diese grundherrlichen Lasten ändern an der Gestaltung der Agrarverfassung selbst gar nichts. Sie sind deshalb auch für uns ohne weiteres Interesse. Ökonomische Bedeutung hätten sie höchstens dadurch gewonnen, daß sie die Bauernwirtschaft übermäßig gedrückt und etwa die natürliche Reproduktion des nationalen Reichtums verhindert hätten. Ganz anders diejenigen Abgaben oder richtiger Lasten, die man als

gutsherrliche bezeichnet, Lasten, wie sie in einzelnen Teilen namentlich des östlichen Deutschlands eine Rolle spielten. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie die Unterlage für eine völlige Neuordnung der landwirtschaftlichen Produktion bildeten, sofern sich auf ihnen eine neue Wirtschaftsform: die Gutswirtschaft aufbaute.

Der Leser muß nämlich wissen, daß es bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein in Deutschland keine Großgutswirtschaft, wie er sie vielleicht aus eigener Anschauung kennt, gegeben hat, d. h. eine Wirtschaft mit einem größeren Bestand von eigentlichen, und zwar freien Lohnarbeitern, Leuten also, deren Hauptberuf das Arbeiten auf dem Gute eines Herrn ist und die sich diese Arbeit statt irgendeiner beliebigen anderen frei gewählt haben. Ein solcher berufsmäßiger Landarbeiterstand fehlte in der früheren Zeit. Der Großgrundbesitzer, der sein Land angebaut sehen wollte, mußte sich also anderer Arbeitskräfte bedienen, nnd dies waren eben die Bauern der benachbarten Dörfer. Diese waren – meist erst seit dem Ausgange des Mittelalters, denn seitdem datiert erst recht eine Gutswirtschaft in Deutschland – gegen ihren Willen zu Arbeiten auf dem Gutslande herangezogen worden; sei es, daß sie Zwangsgesindedienst auf dem Hofe zu verrichten hatten (die Söhne und Töchter der Bauern), sei es, daß sie mit ihrem Gespann zu pflügen, die Ernte einzufahren und andere Fuhren auszuführen hatten (das waren die sogenannten Spanndienste), sei es endlich, daß sie ihrer Hände Arbeit auf dem Felde oder im Hofe dem Gutsherrn zur Verfügung stellen mußten (was man Handdienste nannte). Alle Verpflichtungen zusammen hießen Frondienste. Selbstverständlich war das notwendige Korrelat einer solchen Arbeitsverfassung eine Beschränkung der Freizügigkeit: die Bauern waren schollenpflichtig. Und der ganze Status, an dem die solcherart an die Scholle gefesselte und zu Frondiensten verpflichtete

Bauernschaft sich befand, hieß man die Erbuntertänigkeit.

Abgesehen davon nun, daß die Gutswirtschaft größer war als die Bauernwirtschaft und auf Unfreiheit statt auf Freiheit ruhte, war ihr inneres Wesen kaum verschieden von dem Wesen bäuerlicher Wirtschaft.

Auch die Ideenwelt des Gutsherrn ist in den weitaus meisten Fällen von dem Gedanken erfüllt: daß seine Wirtschaft ihm den standesgemäßen Unterhalt verschaffen müsse. Einen Unterhalt groß genug, um seigneurialement zu leben, nicht üppig, nicht ausschweifend prächtig, aber doch so, daß es reicht, um im Sommer und Herbst sich den Freuden der Jagd hinzugeben, im Winter etwa in der Provinzialhauptstadt mit der Familie ein paar Monate zu verbringen, die Tochter mit einer soliden Aussteuer zu versehen und den Sohn in einem Regiment Seiner Majestät Offizier werden zu lassen. Es war die Ideenwelt, wie sie noch heute den ostelbischen Junker beherrscht, eine ins Große übertragene echt bäuerliche Auffassung von Wirtschaft und Leben. Ich komme darauf zurück, wo ich von den sozialen Klassen sprechen werde.

Und ebensowenig unterschieden sich die Wirtschaftsführung selbst, die Art die Felder zu bestellen, das Vieh zu warten, auf den größeren Gütern von demjenigen, was in Bauernwirtschaften üblich war. Das ergab sich schon aus der Tatsache, daß das Gutsland nicht in einem einzigen Komplexe wohlarrondiert sich von dem Bauernland abhob, sondern mit diesem unentwirrbar verfilzt war, weil es streifenweise zwischen den Parzellen der Bauern in sämtlichen Gewannen gleichwie diese verteilt lag. Dadurch war die Gutswirtschaft in ihrem ganzen Gebaren notwendig an die Ordnung der Bauernwirtschaften gebunden, mit denen zusammen sie die noch immer einheitliche Dorfwirtschaft bildete.

Ich lasse, um das Gesagte mehr zu verdeutlichen, noch unsern besten Gewährsmann in diesen Dingen, Georg Friedrich Knapp, zu Worte kommen, der das Getriebe in einer Gutswirtschaft alten Stils wie folgt schildert:

„Der herrschaftliche Hof ist der Mittelpunkt eines großen landwirtschaftlichen Betriebes; neben dem Haus oder Schloß, in welchem der Gutsherr – oder auch der Domänenpächter – wohnt, befinden sich weitläufige Wirtschaftsgebäude, große Scheunen und Speicher, Stallungen für das Nutzvieh, besonders für Kühe und Schafe; was aber zu unserer Überraschung fehlt, das sind die Ställe für das Zugvieh; höchstens findet man einige Pferde für den herrschaftlichen Wagen, aber der Bestand an Ackerpferden oder Zugochsen ist sehr gering oder fehlt sogar ganz. Der zugehörige Ackerbesitz ist groß, aber er bildet keine zusammenhängende Fläche; die Äcker liegen vielmehr auf der Flur zerstreut, und auf derselben Flur liegen die Äcker der Bauern, die in einem nahen Dorfe wohnen; herrschaftliche Äcker und Bauernäcker liegen im Gemenge; sie werden nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft bestellt, und deshalb ist die Flur in drei örtlich festliegende Teile – die drei Felder – geteilt, und jeder Bauer, wie auch der Gutsherr, hat Äcker in jedem der drei Felder liegen. Der Wald gehört dem Gutsherrn, der Bauer hat aber gewisse Berechtigungen zum Bezug von Bauholz und Brennholz. Noch fehlt die Separation, welche später die Gemengelage der Äcker beseitigt; noch fehlt die Gemeinheitsteilung, welche den Wald von Nutzungsrechten der Bauern befreit, noch werden weitgehende Berechtigungen auf fremden Äckern ausgeübt: z. B. so, daß der Gutsherr auf dem Brachfelde im Frühjahr und auf den Stoppelfeldern im Herbst seine Schafherde weiden läßt, nicht etwa bloß auf seinen Äckern, sondern auf allen Äckern: auch auf denen der Bauern. Wie werden nun die gutsherrlichen Äcker bestellt, da man

auf dem herrschaftlichen Hofe kein Zugvieh hat? Das geschieht durch die Frondienste der Bauern. Der Inspektor – wie wir heute sagen würden – sagt den Bauern am Abend vorher an, wo sie sich mit bespanntem Pflug oder mit bespannter Egge morgen früh einzufinden haben. Dann geht es aufs Feld hinaus, und unter Zanken und Fluchen wird der träge Gaul und der widerwillige Mann zu seiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit angehalten. Kommt die Zeit der Ernte heran, so werden, neben den Spanndiensten, die Handdienste der kleinen Leute wichtig; es versteht sich durchaus von selbst, daß der Herrendienst allem andern vorgeht. Im Winter müssen die kleinen Leute das Getreide ausdreschen, und der Bauer muß das Getreide auf den nächsten Marktplatz fahren, wieder mit seinem Gespann, viele Meilen weit. So ist alles, was an Arbeit für den Gutsherrn nötig ist, auf die Bauern verteilt oder, richtiger gesagt, auf die Einwohner des Dorfes, mögen sie eigentliche Bauern sein oder nicht, das heißt: mögen sie einen Bauernhof bewirtschaften oder nicht. Und daraus ergibt sich, daß der Gutsherr, ebenso wie er kein Zugvieh auf seinem Hofe hält, auch keine Arbeiterwohnungen in der Nähe seines Hofes braucht; denn er hat keine besondern Landarbeiter; die Arbeit wird ja von den Einwohnern seines Dorfes verrichtet, sie ist auf diese Einwohnerschaft je nach deren Kräften, sei es als Spanndienst oder als Handdienst, verteilt; sie ist vielleicht sehr drückend, aber sie ist doch in gewissem Sinne Nebenbeschäftigung, nämlich in dem Sinne, daß weitaus die meisten Einwohner des Dorfes auch eine eigene Wirtschaft führen, sei es als Bauern oder als Kossäten oder als Büdner, Häusler, Kätner. So sah es zur Zeit der Frondienste aus."

Gern würde ich nun auch noch einiges darüber mitteilen, wie sich denn Bauernwirtschaft und Gutswirtschaft in das Deutschland vor hundert Jahren teilten, wenn ich

nur selber Genaueres darüber wüßte. Natürlich fehlt eine allgemeine Eigentums- oder Betriebsstatistik für die damalige Zeit. Wir sind deshalb darauf angewiesen, aus einzelnen Überlieferungen auf die gesamte Gestaltung zu schließen. Da ergibt sich denn wohl, daß übermäßig große Veränderuugen in dem Besitzstande der einen oder der andern Wirtschaftsform während des neunzehnten Jahrhunderts kaum irgendwo eingetreten sind. Mit Bestimmtheit läßt sich nur soviel sagen, daß der Bestand an bäuerlichen Wirten sich jedenfalls im Laufe des Jahrhunderts verringert hat auf Kosten der Gutswirtschaften. Und zwar vollzieht sich diese Verschiebung wesentlich in dem Preußen östlich der Elbe, jenem Landesteil, den man neuerdings in der Sprache der Zeitungsschreiber „Ostelbien“ nennt. Denn hier allein hat die Gutswirtschaft eine größere räumliche Ausdehnung erlangt und, wie gesagt, bis heute bewahrt, wie ich später noch einmal genauer durch einige Ziffern dartun werde. Doch handelt es sich immer nur um ganz geringe Verschiebungen: nach Max Serings Berechnungen beträgt für das umschriebene Gebiet der Nettoverlust der Bauernschaft an den Großgrundbesitz von 1816–1859 1,6 %. Und seitdem sind die Verluste eher geringer geworden und in neuer Zeit durch die systematische Kolonisierung der östlichen Provinzen Preußens sogar zum Teil schon wieder wett gemacht. So daß wir getrost sagen können: das Bild der Verteilung des Grund und Bodens in Deutschland zwischen Bauer und Gutsherr war vor hundert Jahren annähernd das gleiche wie das heutige, das ich, wie gesagt, bei einer späteren Gelegenheit zeichnen werde.

So etwa sah es auf dem Lande vor hundert Jahren in Deutschland aus. Nun will ich im nächsten Abschnitt die entsprechende Schilderung der Wirtschaftsorganisation für die Städte entwerfen. Richtiger: ich will versuchen, die alte gewerbliche Verfassung dem Leser ebenso in

ihren Grundzügen vor Augen zu führen, wie ich ihm die wesentlichen Punkte der Agrarverfassung angedeutet habe.

III. Das Handwerk.

Diejenige Organisation, die das gewerbliche Leben in Deutschland zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts noch fast ausschließlich beherrschte, ist die handwerksmäßige. Sie war, wie ich schon sagte, zwar nicht in ganz so langem Wachstum wie die Dorfwirtschaft entstanden, trug aber doch eine beinahe tausendjährige Vergangenheit auf ihrem Rücken. Sie hatte ihre Blütezeit gehabt, als das deutsche Bürgertum im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sich seine Selbständigkeit den feudalen Gewalten gegenüber erkämpfte, sie hatte die deutsche Kultur auf ihrem Werdegang durch die glanzvollen Zeiten der Renaissance begleitet, hatte die Meistersänger, Meistermaler und Meisterbildhauer hervorgebracht, die den Ruhm des deutschen Wesens der Welt verkündeten, und war nun allmählich einer greisenhaften Verknöcherung und Verkümmerung verfallen. Die Ordnung, in der sich ihr Geist in ihren besten Zeiten verkörpert hatte, die *Zunftverfassung*, war in einem öden Formalismus verkommen, und wo einst das Interesse der Stadtgemeinde die Normen vorgeschrieben hatte, thronte nun das geängstigte Selbstinteresse einer privilegierten Kaste, der zünftigen Meister. Worin aber beruhte das Wesen dieser handwerksmäßigen Organisation und der sog. Zunftverfassung?

Was seiner innersten Natur nach „ein Handwerker“ sei, werden wir, scheint mir, am sichersten zum Ausdruck bringen können, wenn wir zunächst unsere Aussage negativ dahin zusammenfassen, daß wir einen „*Handwerker*“ (im engeren Sinne) denjenigen gewerblichen Arbeiter

nennen, dem keine für die Gütererzeugung und den Güterabsatz erforderliche Bedingung fehlt, sei sie persönlicher, sei sie sachlicher Natur, in dessen Persönlichkeit somit alle Eigenschaften eines gewerblichen Produzenten eingeschlossen sind. Da nun zur Produktion stets eine Vereinigung von Sachvermögen und persönlichen Fähigkeiten erfolgen muß, so ergibt sich aus dem Gesagten zunächst, daß der Handwerker außer den persönlichen Qualitäten die Verfügungsgewalt über alle zur Produktion erforderlichen Sachgüter, d. h. über die Produktionsmittel besitzt, was wir auch so ausdrücken können: im Handwerker hat noch keine Differenzierung von Personal- und Sachvermögen stattgefunden; oder in anderer Wendung mit gleichem Sinne: das Sachvermögen des Handwerkers hat noch nicht die Eigenschaft des Kapitals angenommen.

Aber wovon wir ausgingen: der Handwerker besitzt nicht nur das für die Ausübung seines Gewerbes notwendige Sachvermögen, er besitzt auch alle dazu erforderlichen persönlichen Eigenschaften: er ist eine Art von gewerblichem „Herrn Mikrokosmos“. Was später sich in zahlreichen Individuen zu besonderen Veranlagungen auswächst: das alles vereinigt der Handwerker auf seinem „Ehrenscheitel“. Selbstverständlich alles in einem en-miniature-Ausmaße. Seiner Universalität entspricht mit Notwendigkeit seine Mittelmäßigkeit. Man kann eine handwerksmäßige Organisation auch als eine solche bezeichnen, in der die Mittelmäßigkeit das die Produktion regelnde Prinzip ist.

Der Kern des Handwerkertums ist seine Qualifikation als gewerblicher Arbeiter, in dem Sinne, daß er die technischen Fähigkeiten besitzt, die zur Herstellung eines Gebrauchsgegenstandes an einem Rohstoff vorzunehmenden Handgriffe auszuführen. Aber mit dieser, sagen wir technischen, Veranlagung vereinigt er: die etwa erforderliche künst-

lerische Konzeption, das künstlerische Empfinden, die für die Produktion, insbesondere auch für die Tradition des produktiven Könnens erforderlichen Kenntnisse, um nicht den irreführenden Ausdruck zu gebrauchen: wissenschaftliche Qualifikation. Daneben funktioniert er als Organisator ebensowohl wie als Leiter der Produktion. Er ist Generaldirektor, Werkmeister und Handlanger in einer Person. Er ist aber auch Kaufmann. Alle Einkaufs- und Verkaufstätigkeit, alle Absatzorganisation, kurz alles, was später als spekulative Begabung sich in einigen überdurchschnittlichen Persönlichkeiten absondert, umfaßt sein persönliches Vermögen.

Mir scheint, als ob es zwei Punkte vor allem seien, auf die das *Streben des Handwerkers* gerichtet ist: ein standesgemäßes Auskommen und Selbständigkeit. Ein standesgemäßes Auskommen strebt er an, nicht weniger, aber vor allem auch nicht mehr. Seine gewerbliche Arbeit soll ihm gerade wie dem Bauern die materielle Basis für seine Existenz: seine „Nahrung" verschaffen, das Handwerk soll seinen Mann „nähren". Das ist der Grundton, der durch alle Äußerungen des Handwerks seit seinem Bestehen hindurchklingt. Ursprünglich ist dieses Streben der Ausfluß naiven Menschentums, erst allmählich wird man sich seiner bewußt, formuliert es theoretisch und macht es zur Basis des Handwerks, wo man dessen Wesen ausdrücken will. Dort vor allem wird es mit Entschiedenheit betont, wo feindliche Mächte diesen Grundpfeiler handwerksmäßiger Existenz, die „Nahrung" zu erschüttern drohen.

Aber der Handwerker will sein Auskommen haben und dabei ein freier Mann sein, d. h. als selbständiger Produzent bestehen können. Diese Selbständigkeit ist es erst, die den Handwerker im eigentlichen Sinne von ebenfalls gewerblichen Arbeiten anderen ökonomischen Charakters unterscheidet.

Um jene Zwecke zu erreichen, die dem Streben des Handwerkers zugrunde liegen, setzt er nun sein ganzes Können ein. Dieses aber ist, wie wir wissen, doch immer vorwiegend eine technische Fähigkeit: durch eigenhändige Arbeit also muß er seinen Zielen zuzustreben suchen. Was seiner Hände Geschicklichkeit zu leisten, was seiner Arme Spannweite zu umschließen vermag, das ist die Sphäre seines Wirkens, das also als ein unmittelbarer Ausfluß seiner Persönlichkeit erscheint. In diesem Sinne hat man das „Handwerk" sehr treffend bezeichnet als den „Ausdruck einer zum Lebensberuf ausgeprägten bestimmten Tätigkeit des Individuums, die sich sozusagen soweit ausdehnt, als die Kraft der einzelnen Hand zu herrschen und zu schaffen vermag." Dieser Idee der Arbeit als einer Betätigung der Gesamtpersönlichkeit entspricht *die dem Handwerk eigentümliche Berufsgliederung*. Diese ist eine solche, daß die Individualität eines Menschen seine Kräfte über einen gewissen Kreis von Tätigkeiten erstrecken kann und soll, die durch ein geistiges Band, durch die Idee eines Ganzen zusammengehalten werden; daß eine Ausweitung dieses Kreises seine Kräfte zersplittern muß, während andererseits, wenn diese Kräfte in zu engem Kreise oder wohl gar nur in einer Richtung hin betätigt werden, der Arbeiter in die Stumpfheit des rein mechanischen Betriebes versinkt. Was gleichsam die qualitative Abgrenzung der einzelnen Handwerke charakterisiert, während die quantitative Zuteilung des Wirkungskreises deutlichst unter dem Einfluß des Leitsatzes von der „Nahrung" stets gestanden hat. Nach beiden Richtungen hin – das wollen wir festhalten – sind also für die Abgrenzung der einzelnen Handwerke (deren lange Reihe jedermann aus eigener Anschauung kennt) subjektive, in der Persönlichkeit des Handwerkers begründete Momente maßgebend gewesen.

Die der handwerksmäßigen Organisation der Produktion innerlich entsprechende *Form der Betriebsge-*

staltung ist der Individualbetrieb in allen seinen Abarten; als Alleinbetrieb, Familienbetrieb, Gehilfenbetrieb, also der sogenannte *Kleinbetrieb*. Jedoch ist eine handwerksmäßige Organisation auch in der Form des Großbetriebes gelegentlich vorgekommen.

Was wiederum ein dem Handwerk spezifischer Zug ist, ist die Art und Weise, wie die in den verschiedenen Betriebsformen zu einheitlichem Wirken zusammengefaßten Personen rechtlich und ökonomisch zueinander in ein Verhältnis gebracht werden, ist dasjenige, was man die *innere Gliederung des Handwerks* nennen kann. Denn ihre Eigenart folgt aus dem obersten Prinzipe handwerksmäßiger Organisation, wie es in der Zwecksetzung ihrer Träger zum Ausdruck gelangt.

Das Verhältnis des Leiters handwerksmäßiger Produktion – des „Meisters" – zu seinen Hilfspersonen – den Gesellen, Knechten, Knappen, Knaben, Dienern, Helfern, Gehilfen, und wie die Bezeichnungen sonst noch lauten mögen, sowie den Lehrlingen – und dieser zu ihm, wird man nur dann richtig verstehen, wenn man sich den *familienhaften Charakter* vergegenwärtigt, den alles Handwerk ursprünglich trägt: die Familiengemeinschaft ist der älteste Träger dieser Wirtschaftsform, und sie bleibt es auch dann noch, als schon fremde Personen zur Mitwirkung herangezogen werden. Geselle und Lehrling treten in den Familienverband ein mit ihrer ganzen Persönlichkeit und werden von ihm umschlossen, zunächst in der gesamten Betätigung ihres Daseins. Die Familie samt Gesellen und Lehrlingen ist Produktions- und Haushaltungseinheit. Alle ihre Glieder sind Schutzangehörige des Meisters, sie bilden mit ihm ein organisches Ganzes, ebenso wie es die Kinder mit ihren Eltern tun. Wie nun aber gar nie die Vorstellung aufkommen kann, daß die Eltern der Kinder, oder die Kinder der Eltern wegen da seien, ebenso wie es töricht wäre, zu denken, daß das

Herz um des Kopfes oder dieser um jenes willen da sei, so folgt auch für das Verhältnis von Meister zu Gesellen und Lehrlingen, daß keiner der Mitwirkenden als um des andern willen wirkend gedacht werden darf, sondern daß sämtliche Personenkategorien, also auch die Hilfspersonen — Geselle und Lehrling — als Selbstzweck erscheinen, oder was dasselbe ist, als Organ im Dienste eines gemeinsamen Ganzen. Der Lehrling ist angehender Geselle, der Geselle zukünftiger Meister, der Meister ehemaliger Geselle, der Geselle ehemaliger Lehrling.

Und nun ein Wort über das, was man die *Zunftordnung* nennt. Sie ist, wie man sagen kann, eine Handwerkerschutzgesetzgebung, deren Grundzüge durch folgende Erwägungen verständlich werden.

Ist alles Streben des Handwerkers seinem Grundgedanken nach auf die auskömmliche Nahrung und die selbständige Produzentenstellung gerichtet, so muß aller Inhalt einer Handwerkerschutzordnung auf das Bemühen hinauslaufen, Nahrung und Selbständigkeit zu sichern. Wie es denn auch in Wirklichkeit der Fall ist. Deshalb kann man den Grundgedanken aller Zunftgesetzgebung auch negativ dahin formulieren, daß sie eine Ausschließung der Konkurrenz um die Kundschaft anstrebte.

Zu diesem Zweck muß zunächst dafür Sorge getragen werden, daß dem Handwerk als Ganzem in einem umgrenzten Gebiet, der Stadt oder einem Landbezirk, ein genügendes Absatzgebiet für seine Arbeit oder seine Erzeugnisse gesichert sei. Was man auf zweifache Weise zu erreichen trachtete. Dadurch zunächst, daß man, wo irgend möglich, den Absatz für das Handwerk einer bestimmten Stadt, sei es in dieser Stadt selbst, sei es auf fremden Plätzen, monopolisierte, und ferner dadurch, daß man, wo das Monopol nicht völlig durchgeführt werden konnte, das Eindringen Fremder in das eigene Absatz-

gebiet tunlichst zu erschweren suchte. Daher die zahlreichen, immer wiederkehrenden scharfen Bestimmungen des Gästerechtes, der Markt- und Meßvorschriften usw., wodurch den Nichtheimischen prinzipiell ungünstigere oder wenigstens doch nur gleichgünstige Bedingungen des Absatzes gewährt werden sollten.

Der Gedanke des Produktionsmonopols, der ursprünglich nur für das Handwerk als solches ohne Rücksicht auf die jeweils das Handwerk bildenden Personen gedacht war, wurde dann mit der Zeit dahin nüanciert, daß sich das Vorrecht auf eine bestimmte Anzahl von Meistern zu beschränken habe: ein Gedanke, der in der allmählich allgemeiner werdenden „Schließung" des Handwerks, wie sie in seinen letzten Stadien, also zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ganz allgemein war, seinen folgerichtigen Ausdruck findet.

Und dem Streben nach einem Verwertungsmonopol entsprach das Streben nach Monopolisierung des Rohstoffbezuges. Daher die zahlreichen Bestimmungen, welche die Ausfuhr der Rohstoffe oder auch der Halbfabrikate aus dem „natürlichen" Bezugsgebiet eines Handwerks zu verhindern suchten.

Aber worauf es fast noch mehr ankam als auf die Sicherung des Gesamtproduktionsgebietes für das Gesamthandwerk, war der Schutz des einzelnen Handwerkers gegen Übergriffe seiner Kollegen. Sollte das Ziel erreicht werden, daß jeder Handwerker sein gutes Auskommen durch seiner Hände Arbeit finde, so mußte ihm das Quantum Arbeit gesichert werden, dessen Verwertung er seinen Unterhalt verdiente. War also die Gesamtproduktionsmenge für ein ganzes Handwerk fest umschrieben, so galt es, Fürsorge zu treffen, daß nicht der einzelne Meister soviel davon an sich risse, daß dem andern nicht genug zur Fristung seines Daseins verbliebe.

Der Erreichung dieses Zweckes dienten:

1. Vorschriften, die die Bedingungen des Rohstoffbezuges für alle Handwerker gleich gestalten sollten, sei es, daß sie bestimmten: kein Meister dürfe anders als am Markttage, am angezeigten und bestimmten Orte und nirgends anderswo einkaufen, sei es, daß die Preise des Rohstoffes amtlich festgesetzt und von jedermann eingehalten werden mußten, sei es, daß das Quantum der von einer Person einzukaufenden Menge beschränkt wurde, sei es, daß ganz allgemein jederart „Vorkauf" verboten wurde, sei es, daß jedem Handwerker das Recht eingeräumt wurde, an dem Einkaufe eines andern teilzunehmen.

2. Bestimmungen, in denen die Ausdehnung des Betriebes oder die Menge der Produktion Beschränkungen unterworfen wurden. Hierher gehört die fast überall wiederkehrende Festsetzung der Höchstzahl der Gesellen und Lehrlinge, die ein Meister beschäftigen durfte. Sie schwankte zwar in den verschiedenen Zünften, geht aber sehr selten über vier hinaus, unter denen meist noch ein oder zwei Lehrlinge sein mußten. Wo eine solche Beschränkung durch die Natur des Gewerbes untunlich oder sonst unausführbar schien, hatten sich andere Mittel entwickelt, um das Produktionsquantum des einzelnen nicht zu stark werden zu lassen und die Entwicklung zum Großbetriebe zu verhindern. Oder es wurde ohne Umschweife die zulässige Produktionsmenge direkt festgesetzt, die der einzelne während einer bestimmten Zeit erzeugen durfte. Das war namentlich dort der Fall, wo die Produkte wesentlich gleicher Art waren, also vor allem in der Weberei, dann aber auch in der Kürschnerei, Gerberei u. a.

3. Bestimmungen, die ein möglichst gleichzeitiges, wie gleichartiges Angebot herbeizuführen bezweckten. Hierher gehören die mannigfachen Vorschriften über die Art, den Ort und die Zeit des Verkaufs, die vielen Verbote,

dem Zunftgenossen dessen Kunden oder Käufer abspenstig zu machen oder ihm ein Stück Arbeit fortzunehmen, hierher gehört auch das häufig wiederkehrende Verbot, das von einem Zunftgenossen begonnene Werk weiterzuführen, und manches andere.

Was ich hier in wenigen Sätzen zu skizzieren versucht habe, ist der Geist des Handwerks und seiner alten Ordnung, der Zunftverfassung. Selbstverständlich war im Verlauf der Jahrhunderte die Entwicklung in den verschiedenen Orten, an den verschiedenen Staaten verschieden verlaufen. Hier war diese, dort jene Bestimmung hinzugetreten, beseitigt, verändert. Insbesondere war durch die Ausbildung größerer Wirtschaftsgebiete in den deutschen Territorien, durch das Emporkommen einer fürstlichen Zentralgewalt vielerlei von dem weggefallen, was während der früheren Jahrhunderte die Exklusivität der städtischen Politik an Vorschriften und Verboten erzeugt hatte. Aber doch, dürfen wir sagen, stand zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der Bau der alten Zunftverfassung noch in seiner alten Gestalt unerschüttert da. Die aus der Idee der Nahrung folgende Monopolisierung und Reglementierung der gewerblichen Arbeit beherrschte durchaus noch das gesamte Gewerberecht.

In dieses Gefüge handwerksmäßiger Organisation war nun auch zu Beginn unseres Jahrhunderts noch alles eingegliedert, was Deutschland etwa an sogenannter Großindustrie besaß. Auch die von kapitalistischen Unternehmern (über deren Wesenheit ich später erst Auskunft geben kann) geleiteten Wirtschaften tragen die Eierschalen der Handwerksmäßigkeit an sich. Die Betriebe, in denen produziert wird, sind klein; Fabriken großen Stiles fehlen fast völlig. In sehr vielen Fällen ist sogar die alte handwerksmäßige Betriebsorganisation ganz unverändert geblieben, und der Unternehmer hat lediglich dasjenige übernommen, was man nicht ganz genau

die kaufmännische Organisation des Warenvertriebes nennt. Das trifft z. B. für einen großen Teil der Textilindustrie zu, in der auch in der sog. großindustriellen Organisation die einzelnen Arbeiter noch daheim in ihrer Behausung beschäftigt werden: das ist die sogenannte hausindustrielle Organisation, von der ich später auch noch mehr erzähle. Außer der Textilindustrie (Spinnerei und Weberei) war es eigentlich nur noch die Montanindustrie (Bergbau und Eisengewinnung), waren es einige Luxusindustrien, in denen auf etwas größerer Stufenleiter produziert wurde. Aber überall – das wolle man bedenken! – noch mit ungefähr derselben Technik, wie sie der kleine Handwerker anwandte. Kaum eine einzige Dampfmaschine in Tätigkeit! Von modernem wissenschaftlichem Verfahren noch keine Spur! Kurz: Handwerk im großen. Mehr war auch die „Industrie“ noch nicht.

Und was sich von der Organisation der Gewerbe sagen läßt, gilt im wesentlichen auch von der Organisation des Handels: auch diese war von den Grundgedanken des Handwerks erfüllt. Am deutlichsten trat dies zutage natürlich bei den kleinen Krämern in Stadt und Land, die den Detailvertrieb an die Kundschaft besorgten. Aber auch die „Großhändler“ dürfen wir uns nicht nach modernem Muster vorstellen. Auch sie waren noch von handwerksmäßigem Geiste erfüllt, und der Umfang ihrer Geschäfte ging meist über handwerksmäßigen Rahmen nicht hinaus. Eine Eigenart des Handels in früherer Zeit war seine Wanderhaftigkeit. Der Meßverkehr, der sich namentlich auf die Orte Frankfurt a. O. und Frankfurt a. M., Naumburg a. S. und Leipzig konzentrierte, hatte für den Engrosverkehr dieselbe grundlegende Bedeutung wie der Marktbesuch und die Hausiererei für den Detailhandel.

IV. Alte und neue Triebkräfte des Wirtschaftslebens.

So – nun hoffe ich, hat der verständige Leser eine annähernd deutliche Vorstellung von der wirtschaftlichen Kultur Deutschlands vor hundert Jahren. Und wer auch nur einige Kenntnis von den gegenwärtigen Zuständen besitzt, ja auf Grund der Anschauungen, die jeder, der offenen Auges durch die Lande geht, sich bilden kann, muß jetzt schon die Einsicht gewonnen haben: daß sich sehr viel im letzten Jahrhundert bei uns geändert hat. Aus einem mit kleinen Ansiedelungen spärlich durchsetzten Lande ist ein Land reich an großen Städten geworden; wo ehedem der Pflug ging, steigen mächtige Fabrikgebäude mit qualmenden Schloten in die Höhe; auf demselben Gebiete, das vor hundert Jahren 25 Millionen Menschen kümmerlich nährte, leben jetzt (1910) 65 Millionen in viel größerer Wohlhäbigkeit als ihre Vorfahren von Anno dazumal; ein immer dichter gespanntes Netz von Eisenbahnen und Telegraphendrähten vermittelt einen rastlosen Verkehr; wo das Posthorn durch den blühenden Hag tönte, klappert die Dreschmaschine ihr monotones Lied, und wo sich ein breiter, blau durchwirkter Teppich kleiner Ackerparzellen vor dem Auge ausbreitete, dehnt sich die endlos einfarbige Fläche der Rübenfelder. Ich meine: soviel weiß ein Kind. Und ich darf also schon jetzt voraussetzen, daß jedermann die Mächtigkeit des Wandels vor Augen steht, den unser Wirtschaftsleben im letzten Jahrhundert erfahren hat, nachdem er mit mir die Kreise der deutschen Volkswirtschaft im Anfang des Jahrhunderts durchschritten hat.

Was hat diesen Szenenwechsel herbeigeführt? das ist die Frage, die ich jetzt aufwerfen will; welches sind die Faktoren, aus deren Wirksamkeit die wirtschaftliche

Revolution (denn um solche handelt es sich im eminenten Sinne), die Deutschland während des neunzehnten Jahrhunderts erlebt hat, sich ableiten läßt? Es ist die bedeutsame Frage nach den treibenden Kräften der Volkswirtschaft, die ich damit stelle und die ich hier wiederum nur soweit beantworten kann, als es für das Verständnis des wirtschaftlichen Kulturverlaufs in der von uns betrachteten Zeitspanne unerläßlich ist.

Ich weiß nicht, ob Sie, mein lieber Leser, einige Kenntnisse von der allgemeinen Geschichte der Zeit besitzen, die das Mittelalter mit dem neunzehnten Jahrhundert verbindet. Wenn ja, dann wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß es die Zeit war, in der das moderne Fürstentum sich gegen die lokalen und territorialen Gewalten zur Herrschaft durchkämpfte, in der also die modernen Staaten entstanden. In Deutschland zwar in einem en miniature Ausmaße (von Preußen etwa abgesehen); immerhin doch aber auch in Deutschland. Und Sie werden dann auch wissen, daß dieses moderne Fürstentum, um sich durchzusetzen, einen ungeheuren Apparat kunstvoller, bis ins kleinste das Leben regelnder Verwaltungsmaßnahmen geschaffen hat; daß es, wie man zu sagen pflegt, die Zeit der staatlichen Vielregiererei war, die zwischen dem Mittelalter und unserem Jahrhundert lag. Diese Vielregiererei erstreckte sich nun nicht zum wenigsten auf die Vorgänge des wirtschaftlichen Lebens. Als eine Erbschaft der städtischen Wirtschaftspolitik übernahm das moderne Fürstentum die Auffassung: es dürfe im Lande kein Paar Stiefel angefertigt werden, ohne daß die hohe Regierung davon geziemend in Kenntnis gesetzt sei und ihren Segen dazu gegeben habe. Und aus dieser Auffassung erwuchs mit Notwendigkeit das Bestreben, nach besten Kräften fördernd und helfend in die Vorgänge des Wirtschaftslebens einzugreifen. Mit offenem Blick für die Anforderungen

der Zeit (die sich naturgemäß in der Vorstellungswelt des Fürsten und seiner Beamtenwelt mit den eigenen Interessen deckten), haben die Regierungen des sogenannten Polizeistaats denn auch in der Tat diejenigen Elemente jederzeit unterstützt oder angetrieben, von denen ein wirtschaftlicher „Fortschritt" zu erwarten war. Was insbesondere an „Industrie" bis zum neunzehnten Jahrhundert in den europäischen Staaten sich entwickelt hatte (und in ihr ruhte doch im wesentlichen die neue wirtschaftliche Kultur), das ist ohne Zweifel zum überwiegenden Teile dem planmäßigen Handeln, der tatkräftigen Initiative der Bureaukratie zu danken. Ein kompliziertes (hier nicht näher zu erörterndes) System von ermunternden Maßregeln – Prämiierungen, Privilegisierungen, Herbeiholung Fremder, handelspolitische Vergünstigungen und dergleichen – hat die Grundlage für eine Neugestaltung des Wirtschaftslebens nicht nur abgegeben, sondern hat auch die Triebkräfte in den interessierten Wirtschaftssubjekten erzeugt, aus denen die neuen Formen der wirtschaftlichen Tätigkeit erwuchsen.

Also, so dürfen wir vielleicht schließen, sind auch die grundstürzenden Änderungen, die das deutsche Wirtschaftsleben im neunzehnten Jahrhundert erfahren hat, auf die Initiative der Fürsten und ihrer Beamten zurückzuführen? Das ist nun keineswegs der Fall; kann nicht der Fall sein, weil sich just um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts eine Wandlung in der Stellung der Regierungen zu den Vorgängen des Wirtschaftslebens vollzogen hat, die für die kommende Zeit, die Zeit gerade, die wir im Auge haben, einen solchen Einfluß unmöglich machte.

Was ich meine, ist das *Eindringen der sogenannten liberalen Ideen*, des Glaubens an die segensreichen Wirkungen einer unbehinderten Tätigkeit der privaten Wirtschaftssubjekte, sind die Grundsätze einer laissez-faire- und laissez-aller-Politik.

Nach einem jahrhundertelangen Werdeprozesse hatten sich diese Ideen kurz vor Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts in den Lehren der französischen Nationalökonomen, die man Physiokraten nennt, namentlich aber in dem volkswirtschaftlichen System eines Schotten, namens Adam Smith, zu einem klar umschriebenen wirtschaftspolitischen Programm verdichtet. Danach sollte es ein Ende mit der Vielregiererei haben, die Schranken, die dem wirtschaftlichen Verhalten des einzelnen gezogen waren, sollten fallen, der freien Initiative der Privaten sollte alle, aber auch alle wirtschaftliche Tätigkeit überlassen bleiben. Diese Auffassung, die uns heute nur noch als Karrikatur in dem Glaubensbekenntnis einiger abgelegter Stadträte entgegentritt, ergriff damals mit der ganzen Sieghaftigkeit einer neuen und „fortschrittlichen" Idee die gesamte maßgebende Welt in Sturmeseile. Mit der Wucht des Dogmas setzte sie sich durch, nicht zuletzt auch in den Regierungsstuben der deutschen Staaten, namentlich Preußens. Wenn hier der Antrieb der Volksbewegung, der in Frankreich die liberalen Ideen zu so raschem Siege führte, fehlte, so trat dafür an die Stelle der philosophische Doktrinarismus, der im Bunde mit dem bureaukratischen Schematismus eine durchaus sieghafte Macht darstellte. „Wir müssen dasselbe von oben her machen, Majestät, was die Franzosen von unten auf gemacht haben" — dieses war das Wort Hardenbergs, mit dem er das liberale Reformwerk in Preußen begründet, auf das ich noch öfters die Aufmerksamkeit werde lenken müssen.

„Wir, Friedrich Wilhelm usw. usw. tun kund und fügen hiermit zu wissen. Nach eingetretenem Frieden hat uns die Vorsorge für den gesunkenen Wohlstand unserer getreuen Untertanen, dessen baldigste Wiederherstellung und möglichste Erhöhung vor allem beschäftigt. Wir haben hierbei erwogen, daß es bei der allgemeinen Not die Uns zu Gebote stehenden Mittel übersteige, jedem ein-

zelnen Hilfe zu verschaffen, ohne den Zweck erfüllen zu können, und daß es ebensowohl den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit, als den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirtschaft gemäß sei, alles zu entfernen, was den einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig war.“

Mit diesen Worten leiteten die preußischen Bureaukraten das berühmte *Edikt vom 9. Oktober 1807* ein, betreffend den erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner.

Was uns hier einstweilen interessiert, ist die Tatsache, daß in dieser Annahme der modernen, liberalen Ideen nicht mehr und nicht minder als eine Abdankung des alten, fürsorgenden Fürstentums enthalten war, der Verzicht, fürderhin regulierend, also auch fördernd, treibend auf das Wirtschaftsleben einzuwirken. Es war wie eine Art Erbgang. Die ganze Fülle ökonomischer Initiative, die sich in den Regierungsstuben konzentriert hatte, wird gleichsam abgegeben; sie bekommt einen neuen Herrn: das einzelne, private Wirschaftssubjekt. Dem wird nun überlassen, die Karre allein weiterzuschieben, vor der bis dahin die Gäule des Bureaukratismus Vorspann geleistet hatten.

Also — so recht man daran tut, als treibende Kraft des Wirtschaftslebens vor dem neunzehnten Jahrhundert die Bureaukratie in Berücksichtigung zu ziehen, so falsch wäre es, sie für das neunzehnte Jahrhundert noch als einen die ökonomische Entwicklung wesentlich bestimmenden Faktor anzusehen. Wollen wir erfahren, auf wessen Wirksamkeit die wirtschaftliche Neugestaltung, wie sie sich in den letzten Menschenaltern vollzogen hat, ausschließlich oder doch vornehmlich zurückzuführen ist, so werden wir vielmehr unter den privaten Wirtschaftssubjekten Umschau halten müssen.

Da wird man denn zunächst an die *unterdrückten Klassen*, an die auf die Schattenseite des Lebens verschlagenen Elemente der Bevölkerung denken müssen. Das wären also etwa die Gesellen, denen die engherzige Zunftpolitik es unmöglich machte, Meister zu werden; die fron- und abgabepflichtigen Bauern und ähnliches. Aber ich glaube, man wird doch sehr bald wahrnehmen, daß in diesen Kreisen sehr wenig revolutionäre Energie und vor allem gar kein Wille zu einer auf völlig neuen Fundamenten aufgebauten Wirtschaftsweise steckte. Der Deutsche hat im allgemeinen kein Talent zur Revolution, das werden wir noch öfters spüren. Die genannten Klassen gar erst haben sich niemals zu irgendwelchen großen Aktionen aufzuschwingen vermocht. Wäre ihr Interesse allein in Frage gekommen, so darf man also schließen, dann wäre wohl kaum eine erhebliche Änderung in der Gestaltung des Wirtschaftslebens eingetreten. Aber wenn wir auch annehmen wollen, jene Klassen hätten aus eigener Kraft zu erkämpfen vermocht, was ihren Interessen entsprochen hätte: Aufhebung der Erbuntertänigkeit, Ablösung der Dienste und Abgaben usw., so müssen wir uns doch auf der Stelle sagen, daß damit noch kein Schritt zu der Neuordnung aller Dinge getan gewesen wäre, wie sie das deutsche Wirtschaftsleben im neunzehnten Jahrhundert erlebt hat. Unzufriedene, von der Meisterschaft ausgeschlossene Gesellen erkämpfen doch höchstens eine handwerksmäßige Organisation des Gewerbes ohne Zunftzwang; hörige Bauern eine freie Bauernwirtschaft. Nun weiß doch aber jedermann, daß es sich um ganz andere Umwälzungen handelt als die ebengenannten, die also auf andere treibende Kräfte zurückzuführen sind.

Ich will des Lesers Geduld nicht länger auf die Probe stellen und lieber gleich sagen, wo ich diese treibenden Kräfte erblicke: in den sogenannten *kapitalistischen*

Interessen. Das kapitalistische Unternehmertum ist die revolutionäre Kraft, der wir das neue Deutschland verdanken. Das kapitalistische Unternehmertum, das sich bei uns zunächst in der Sphäre der Landwirtschaft zu beträchtlicher Stärke entwickelt, später erst in Industrie und Handel eine entscheidende Rolle spielt.

Mit der Erwähnung dieser Kategorie von Wirtschaftssubjekten, aus deren Geiste Neudeutschland geboren ist, habe ich dem Leser nun aber auch den Einblick in eine Welt eröffnet, von der wir bisher noch keine Kunde hatten: deshalb wird es nötig sein, wenn wir die Wirksamkeit dieser Elemente richtig verstehen wollen, uns über ihre Beschaffenheit selber erst die nötigen Kenntnisse zu verschaffen. Damit gewinnen wir dann gleichzeitig das Verständnis für das, was neu, was revolutionär in der wirtschaftlichen Entwicklung Neudeutschlands ist. Ich gebe also erst einmal eine kurze Analyse des Begriffes Kapitalismus, bzw. kapitalistische Unternehmung, die der Träger des kapitalistischen Interesses ist.

Kapitalismus heißen wir eine Wirtschaftsweise, in der die spezifische Wirtschaftsform die kapitalistische Unternehmung ist. Kapitalistische Unternehmung aber nenne ich diejenige Wirtschaftsform, deren Zweck es ist, durch eine Summe von Vertragsabschlüssen über geldwerte Leistungen und Gegenleistungen ein Sachvermögen zu verwerten, d. h. mit einem Aufschlag (Profit) dem Eigentümer zu produzieren. Ein Sachvermögen, das solcherart genutzt wird, heißt Kapital. Die konstitutiven Merkmale des Begriffs unserer Wirtschaftsform finden wir zunächst in der Eigenart der Zwecksetzung. Es fällt auf, daß der gesetzte Zweck nicht durch irgendwelche Beziehung auf eine lebendige Persönlichkeit bestimmt wird. Vielmehr rückt ein Abstraktum: das Sachvermögen von vornherein in den Mittelpunkt der Betrachtung. Diese Loslösung der Zwecke unserer Wirt-

schaftsform von der leiblich-individuellen Persönlichkeit des Wirtschaftssubjektes ist wohlbedacht. In ihr soll die Abstraktheit des Zweckes selbst und damit seine Unbegrenztheit sofort als das entscheidende Merkmal der kapitalistischen Unternehmung zum Ausdruck gebracht werden.

Es ist vor allem wichtig zu erkennen, daß für jegliche in ihr entfaltete Tätigkeit nicht mehr der quantitativ und qualitativ fest umschriebene Bedarf einer Person oder einer Mehrheit von Menschen richtunggebend wirkt, daß vielmehr Quantum und Quale der Leistungen einer kapitalistischen Unternehmung nur noch unter dem unpersönlichen Gesichtspunkt einer Verwertung des Kapitals betrachtet werden dürfen. In der Überwindung der Konkretheit der Zwecke liegt die Überwindung ihrer Beschränktheit eingeschlossen. Die Zwecke der kapitalistischen Unternehmung sind abstrakt und darum unbegrenzt. An diese elementare Einsicht ist jedes Verständnis für kapitalistische Organisation (und damit moderne Wirtschaft) gebunden. Indem wir diese fundamentale Eigenart der kapitalistischen Unternehmung feststellen, wird ersichtlich, daß wir sie als den vollendetsten Typus einer Erwerbswirtschaft charakterisieren.

Wie entscheidend wichtig aber die in der Zwecksetzung der kapitalistischen Unternehmung vorgenommene Verselbständigung des Sachvermögens ist, geht von vornherein aus der damit bezeichneten Tatsache hervor, daß in ihr die Möglichkeit einer Emanzipation auch von den Schranken des individuellen und damit zufälligen Könnens und Wissens überhaupt eingeschlossen liegt.

Dafern das Wirtschaftssubjekt – der kapitalistische Unternehmer – gleichsam nur der Repräsentant seines Sachvermögens ist, so ist es auch vertretbar. Nicht sein individuelles Können allein entscheidet über die im Rahmen der kapitalistischen Unternehmung vollzogene Tätigkeit

(wie etwa im Handwerk), sondern die durch Nutzung des Sachvermögens ausgelösten Kräfte und Fähigkeiten beliebiger anderer talentierter Personen. In diesem Umstande liegt die Erklärung für die ungeheure Energie, die alle kapitalistische Wirtschaft zu entfalten vermag.

Und wie das Ausmaß des Vollbringens im Rahmen der kapitalistischen Unternehmung ins schrankenlose geweitet wird, so wird auch in ihr die Energie der Zwecksetzung gleichsam objektiviert, d. h. abermals von den Zufälligkeiten der Individuen unabhängig gemacht. Durch einen komplizierten psychologischen Prozeß erscheint die Verwertung des Kapitals – das ist also der Zweck jeder kapitalistischen Unternehmung – schließlich dem Eigentümer eines Sachvermögens, das das dingliche Substrat einer solchen bildet, als eine sich ihm in ihrer zwingenden Gewalt aufdrängende objektive Notwendigkeit. Das Gewinnstreben oder der Erwerbstrieb, die gewiß ursprünglich höchst persönliche Seelenstimmungen waren, werden damit objektiviert.

Der Eigenart des Zwecks entspricht die Eigenart der Mittel, deren sich die kapitalistische Unternehmung bedient. Stets und überall läßt sich die in ihr entfaltete Tätigkeit zurückführen auf eine Summe von Vertragsabschlüssen über geldwerte Leistung und Gegenleistung, auf deren geschickte Bewerkstelligung am letzten Ende die Kunst des Wirtschaftsleiters hinausläuft und deren Inhalt entscheidend ist für die Frage, ob die Zwecke der Unternehmung erreicht sind. Mögen Arbeitsleistungen gegen Sachgüter oder Sachgüter gegen Sachgüter eingetauscht werden: immer kommt es darauf allein an, daß dabei am letzten Ende jenes Plus an Sachvermögen in den Händen des kapitalistischen Unternehmers zurückbleibt, um dessen Erlangung sich seine ganze Tätigkeit dreht. In der Beziehung auf das allgemeine Warenäquivalent, auf die Verkörperung des Tauschwertes im Gelde wird

aller Inhalt der Verträge über Lieferung von Waren oder Arbeitsleistungen jeglicher qualitativen Unterschiedlichkeit beraubt und nur noch quantitativ vorgestellt, so daß nun eine Aufrechnung in dem zahlenmäßigen Debet und Kredit möglich ist. Daß das Soll und Haben des Hauptbuchs mit einem Saldo zugunsten des kapitalistischen Unternehmens abschließe: in diesem Effekt liegen alle Erfolge wie aller Inhalt der in der kapitalistischen Organisation unternommenen Handlungen eingeschlossen.

Daraus ergeben sich nun aber im einzelnen Wesen und Art der Tätigkeit des kapitalistischen Unternehmers (oder seines Remplaçant). Diese ist nämlich stets wie ersichtlich eine disponierend-organisierende. Damit ist gemeint, daß sie im wesentlichen gerichtet ist auf die Inbeziehungsetzung anderer Personen. Dem Wesen kapitalistischer Organisation völlig fremd ist die höchst persönliche, individuell-isolierte Werkschöpfung des einsamen Arbeiters. Es ist die Eigenart künstlerischen oder wissenschaftlichen Vollbringens, daß es die Menschen flieht. Und von diesem Hang alles Schöpferischen zur Einsamkeit hat sich der Handwerker noch ein gut Teil bewahrt: am letzten Ende beruht sein bestes Vollbringen in der Mitteilung seiner Persönlichkeit an den toten Stoff. Während hingegen der kapitalistische Unternehmer in der Einsamkeit notwendig verkümmern müßte, weil er vom Kommerzium lebt. In diesem Angewiesensein auf die unausgesetzte Verknüpfung von Menschen untereinander liegt die spezifisch gesellschaftsbildende Kraft der kapitalistischen Unternehmung. Man kann sie daher auch als Verkehrsunternehmung, die von ihr beherrschte Wirtschaftsweise füglich als Verkehrswirtschaft bezeichnen.

Die Tätigkeit des kapitalistischen Unternehmers ist aber weiter rationalistisch. Die Rationalisierung der Wirtschaft erfolgt nach drei verschiedenen Richtungen hin und stellt sich damit in einem dreifach verschiedenen Geschäftsver-

fahren dar; wie es der entwickelten kapitalistischen Unternehmung dreifach eigen ist. Der ökonomische Rationalismus äußert sich:

1. in der Planmäßigkeit der Wirtschaftsführung,
2. in der Zweckmäßigkeit,
3. in der Rechnungsmäßigkeit. Diese erfordert eine kalkulatorisch-spekulative Tätigkeit. Das Symbol dieser Wirtschaftsform ist das Hauptbuch: ihr Lebensnerv liegt in dem Gewinn- und Verlustkonto. Im Konto: im Rechnen. In der Übersetzung jedes Phänomens in das Ziffernmäßige, im Aufrechnen und Gegenrechnen, in der nackten Geldwertung jeder Leistung. Die Idee einer notwendigen Kongruenz zwischen Leistung und Gegenleistung ist damit in die Welt gekommen. Wir können diese Seelenveranlagung, die solchem Verhalten zugrunde liegt, die Rechenhaftigkeit nennen. Aber das Rechnen des kapitalistischen Unternehmers ist bei der Mannigfaltigkeit der Beziehungen, die er in seinem Geschäftsinteresse knüpfen muß, oft genug ein Rechnen mit unbekannten Größen. Das macht seine kalkulatorische Tätigkeit zu einer spekulativen. Es ist eine ganz eigenartige psychologische Mischung, die durch das Nebeneinander von Kalkulation und Spekulation, von Verstandsschärfe und Phantasiefülle oft genug in einem und demselben Individuum entsteht. Der schöpferische Unternehmer ist der spekulative Kopf: der Synthetiker, der sich zum Durchschnittsunternehmer, dem bloßen Kalkulator, wie der geniale Denker zum gelehrten Routinier verhält. Die höchste Blüte des Unternehmertypus stellen solche Persönlichkeiten dar, in denen die Genialität der Spekulation mit der Nüchternheit des rechnerischen Sinnes die Wage hält: H. H. Meier, Alfred Krupp, Werner Siemens.

Dieser Spiritus capitalisticus ist natürlich nicht ausschließlich deutschen Gepräges: er gehört dem westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreise als Ganzem an. Hier mußte

ich ihn zunächst einmal, ich möchte sagen in seiner abstrakten Reinheit, aufdecken, ohne nationale und bis zu einem gewissen Grade ohne historische Färbung.

* * *

Ein uralter Fluch lastet auf dem Menschengeschlechte: der Fluch des Goldes. Seit Menschen auf der Erde leben, so scheint es, ist ihnen eingeboren ein unerklärliches, unwiderstehliches, dämonisches Sehnen nach dem gelben, glänzenden Metall. Man kennt die Sagen vom Argonautenzug, von Midas, von Dorado, vom Ring des Nibelungen. In ihnen allen hat jenes unheimliche Begehren des Menschengeschlechts mit seinen furchtbar verheerenden Folgen poetischen Ausdruck gefunden. Und die Geschichte berichtet uns von den Fahrten, die die Menschen unternahmen, um in das Heimatland des Goldes zu gelangen; von den Geschlechtern von Schatzgräbern, von Goldsuchern; aber auch von jenen seltsamen Versuchen, das Gold künstlich zu erzeugen, von den Experimenten der Adepten, der suggestiven Gewalt jener geheimnisvollen Lehren der Alchemie.

Den Jahrhunderten, die wir die neue Zeit nennen, ist nun eine neue Form der Goldsucht eigentümlich: diejenige, die ihren Zweck – den Goldbesitz – erstrebt durch Vornahme wirtschaftlicher Handlungen. Es ist einer der wundersamsten Vorgänge im menschlichen Geiste, dessen Entstehung ich an dieser Stelle nicht näher darlegen kann, daß sich die beiden weit voneinander abliegenden Zweckreihen – jenes Verlangen nach dem Golde und die Verrichtung wirtschaftlicher Tätigkeit – zu einem einzigen verschmolzen und nun jener eigentümliche Grundzug das Wirtschaftsleben zu beherrschen anfing, den ich vorhin als eines der wesentlichen Elemente kapitalistischen Geistes aufgedeckt habe: das Gewinnstreben, der Erwerbstrieb.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, einmal zu verfolgen, auf welche Weise diese seltsame Seelenstimmung, die uns

heute ja so sehr vertraut ist, allmählich Besitz von der Kulturmenschheit ergriffen hat. Man würde dann, glaube ich, finden, daß das Vordringen des Erwerbstriebes sprungweise erfolgt. Wie auch in früheren Zeiten, als die Goldsucht noch nicht die wirtschaftliche Einkleidung erfahren hatte, die Menschheit zeitenweise von einer Art akuten Goldfiebers befallen wurde, so nehmen wir wahr, daß heutzutage ebenfalls von Zeit zu Zeit das Gewinnstreben zunächst kleinerer Kreise einen übernormalen Grad von Intensität erreicht, zur Gewinnsucht ausartet, die wie eine fiebrige Krankheit rasch und reißend um sich greift. In solchen Zeiten dringt der ansteckende Stoff in weitere Volksschichten hinein, die dann dauernd von ihm behaftet bleiben, bis schließlich – nach immer wiederholtem Fieberanfall – der ganze Volkskörper infiziert ist; falls nicht etwa Reaktionserscheinungen auftreten, die uns hier aber nicht interessieren.

Welches aber sind in dem modernen Wirtschaftsleben die *Perioden des Erwerbsparoxysmus*? Nun, naturgemäß diejenigen Zeiten, in denen eine starke Möglichkeit geboten wird, schnell zu Reichtum zu gelangen. Denn dadurch wird die heutigentags latent immer vorhandene Geneigtheit zur Bereicherung erst in einzelnen besonders anfälligen Konstitutionen, dann durch den Antrieb der Nacheiferung, des Neides und tausend anderer Seelenstimmungen in immer mehr Individuen zur freien Entfaltung gebracht.

V. Das Land.

Das Landgebiet des Deutschen Reichs in seiner Bedeutung für Deutschlands wirtschaftlichen, sagen wir einmal Aufschwung im neunzehnten Jahrhundert darzustellen, ist keine so ganz leichte Aufgabe. Denn was sich dem auf-

merksamen Beobachter zunächst darbietet, wenn er seinen Blick über die Landkarte schweifen läßt oder wenn ihn seine Reisen oder sein Wohnsitz in die verschiedenen Teile des großen Reiches verschlagen, ist die außerordentliche Mannigfaltigkeit der geographischen Gestaltung unseres Vaterlands.

Vor allem ist es der große Gegensatz von Niederland und Hochland, der Deutschland vor allen Ländern auszeichnet. In keinem andern Völker- und Staatengebiete Europas, bemerkt darüber ein so ausgezeichneter Kenner des deutschen Landes wie Kutzen mit Recht, findet eine so eigentümliche senkrechte Gliederung statt, in keinem ein solcher Gegensatz massenhafter Trennung und massenhaften Nebeneinanderliegens einer fast völlig flachen und einer fast durchgängig mit Gebirgen und Hochebenen gefüllten Hälfte. Rußland mit Polen besteht aus einer einzigen ungeheuren Ebene von Feldern, Wäldern und Steppen, die im Innern an mehreren Stellen nur durch einige Hügelreihen und Landrücken eine Unterbrechung erleidet und erst an den weit entlegenen Grenzen teilweise von hohen Gebirgszügen umschlossen wird. Auch in dem schachbrettartig gegliederten Frankreich hat die Ebene wenigstens einiges Übergewicht, obwohl es an Gebirgslandschaften nicht fehlt; aber nur eine (die der Cevennen) befindet sich in seinem Innern, die übrigen liegen gegen die Grenzen hin. In Spanien herrscht das von Gebirgsketten durchzogene und umrandete Hochland, das für weite Ebenen fast keinen Raum läßt. Die Balkanhalbinsel ist von mächtigen Gebirgen erfüllt, die mit viel größeren und kleineren Armen nach allen Seiten ausgreifen und dadurch ein Gitterwerk zahlloser kleiner Gebirge und Ebenen gestalten. Ebenso durchzieht Italien der lange Gebirgszug der Apenninen, links und rechts viele Äste aussendend, die sich wiederum vielfach verzweigen, und nur im Norden weitet es sich zu einer

größeren Ebene. Die gewaltige, vielfach zerklüftete Felsmasse von Skandinavien ist gebirgig im Norden wie im Süden, mit wenig Spielraum für umfassende Ebenen. Und endlich England hat zwar im Westen weit mehr das Gepräge eines Gebirgslandes als in dem östlichen Teile, aber auch dieser ist fast durchweg Hügelland. Die Vergleichung Deutschlands mit den übrigen Ländern Europas belehrt uns zugleich, daß in allen diesen mehr oder weniger eine gewisse Naturform der Oberflächenbildung, in Deutschland dagegen die größte Mannigfaltigkeit vorwaltet. Wir treffen hier einen reichen Wechsel harmonisch geordneter Hochgebirgsländer, Hochflächen und Stufenländer mit den verschiedenartigsten Stromnetzen, ferner Mittelgebirge aller Art und weite Flach- und Tiefländer. Wir finden hier das Tiefland des slavischen Ostens, den eigentümlichen Wechsel zwischen Bergland und welliger Ebene der britischen Inseln, die überraschende Mannigfaltigkeit der griechischen, die Regelmäßigkeit der italienischen und die Hochlandbildung der spanischen Halbinsel. Deutschland ist also vor allen übrigen Ländern mit dem Charakter Europas überhaupt ausgestattet, welches nicht wie andere Erdteile eine bestimmte herrschende Eigenart in sich trägt, sondern eine Vereinigung aller Oberflächenformen und diese in der größten Mannigfaltigkeit auf seinem Raume darbietet.

Aber man wird doch, um Deutschland vollständig zu charakterisieren, hinzufügen müssen: allerdings enthält es von allem etwas; aber alles in einem bescheidenen Mittelmaße. Man wird das zugeben können, ohne darum aufzuhören, das Land als Heimat zu lieben. Der Samojede liebt seinen von Eis und Kieseln bedeckten Erdrücken, auf dem er Lieb und Leid erfahren, auf dem er seine Brut großgezogen hat, nicht weniger, ja vielleicht noch wärmer und inniger als der Schweizer seine schönen Berge oder der Campane sein Liristal. Aber, es bleibt

doch zu Recht bestehen, wenn es sich um so dürftige Strecken Landes handelt, wie sie das Deutsche Reich umspannt: man muß dort geboren sein, um sie lieben zu können. Es fehlt das volle Schöne nicht minder wie das grandios Öde oder Schreckliche in unsern Landen. Nichts von der monotonen Endlosigkeit der russischen Steppen, über denen Sommer und Winter ein gleich starres Despotenregiment führen; nichts von der Majestät nordländischer Fjorde; nichts von der Sonnigkeit und dem warmen Duft französischer Lande; nichts von der Mannigfaltigkeit und der meist unbeschreiblichen Anmut der österreichischen Kronländer; nichts von der satten, ruhigen Schönheit des blauen Südens. Nur wo das Meer braust, auf den endlosen Dünen und im Abendscheine auf der blühenden Heide steigt ein Zug von Großartigkeit in unser Vaterland hernieder: aber dies macht doch nicht dessen Eigenart aus.

Und wie das Land, so die Luft, die darin weht. Alle Darsteller der klimatischen Verhältnisse Deutschlands kommen darin überein, daß auch sein *Klima* sich auszeichne durch eine gesunde Mittelmäßigkeit, die sich fern hält von allerhand Extremen nordischer Winter- oder südlicher Sommerlaunen. Ein „Mittelklima“, um den Ausdruck Kutzens zu gebrauchen, dessen Eigenarten dem Leser ja nicht unbekannt sein werden. Ziffern mitzuteilen über Durchschnittstemperaturen, Niederschlagsmengen und dergleichen hat wenig Zweck. Denn was nützt es einem, wenn er weiß, daß die durchnittliche Jahrestemperatur in Breslau 8,3 und in Frankfurt a. M. 9,7 Grad Celsius, oder daß die mittlere Januartemperatur in Dresden – 0,2 Grad, die mittlere Julitemperatur dagegen ebenda 18 Grad beträgt. Halte man fest, daß es auch in Deutschland im allgemeinen im Winter kälter ist wie im Sommer, im Norden kälter wie im Süden, und daß die Abstände zwischen den Temperaturextremen um so größer sind, je

weiter der Ort vom Meere entfernt ist. Auch Ziffern über die Sonnenscheindauer nützen wenig. Oder kann man etwas damit anfangen, wenn ich feststelle, daß in Marggrabowa die Sonne im Jahre 1742 Stunden, dagegen in Poppelsdorf bei Bonn nur 1618 Stunden scheint. Etwas mehr bedeuten wohl schon die Verhältnisziffern: jene 1742 Stunden sind 39 von 100, diese 1618 dagegen 36 von 100 Stunden möglichen Sonnenscheins. Nirgends in Deutschland scheint uns die Sonne auch nur die Hälfte der Zeit, während der sie am Himmel steht; in den meisten Gegenden nur den dritten Teil dieser Zeit. Also meistens grau erscheint dem Deutschen die Welt; voller Wolken und Nebel. Und dazu der Regen, der sich ja bei uns ebenfalls über das ganze Jahr verteilt; mit Bevorzugung jedoch des Sommers: im Juli regnet es in fast allen Gegenden Deutschlands doppelt und dreifach so viel wie in den Winter-, Frühjahrs- oder Herbstmonaten.

Aber, so wird man vielleicht fragen: was hat dieses alles mit dem wirtschaftlichen Leben eines Landes zu tun? Mehr doch, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Landschaft und Klima sind zunächst dadurch bedeutsam, daß sie von bestimmendem Einfluß auf die Gestaltung der ökonomischen Energie, wie man es nennen könnte, sind.

Das rauhe Klima erzeugt den Bedarf nach einer größeren Menge wirtschaftlicher Güter und damit die Notwendigkeit, sich um ihre Beschaffung zu mühen. Den göttlichen Lazzarone, der, in ein paar Lumpen gehüllt, sich auf den Steinplatten der Chiaia behaglich sonnt, und dessen Tagesration eine Handvoll Kastanien, eine Zwiebel, eine Melone sind, ficht natürlich der bittere Kampf ums Dasein viel weniger an als den Nordlandssohn, der für warme Kleidung, wetterfeste Wohnung und kompaktere Nahrung Sorge tragen muß. Der Ge-

danke, daß der Mensch arbeiten, schuften müsse, ja daß er zu nichts anderem auf der Welt sei, setzt sich unendlich viel schwerer in dem Hirn eines sorglosen Südländers als in dem eines von Sorgen um das tägliche Brot schwer geplagten Hyperboräers fest. Aber diesem wird es auch viel leichter gemacht als jenem, sich in das Joch der Arbeit zu gewöhnen. Was soll man denn den größten Teil des Jahres in einem Lande wie Deutschland anfangen, wenn man nicht arbeitet? Die Natur zwingt einen ja förmlich dazu, sich mit irgend etwas zu beschäftigen. Während im lachenden Süden die Sonne unaufhörlich zum süßen Nichtstun lockt. Nur wo der Himmel blaut, gibt es ein dolce far niente. Weiter: der gemäßigte Norden wirkt energiesteigernd dadurch, daß er die ununterbrochene Tätigkeit leichter macht. Und auf dieser ruht ein großer Teil des wirtschaftlichen Erfolges: allzu große Kälte ebenso wie allzu große Hitze bilden ein schwer zu überwindendes Hindernis für einen stetigen Arbeitsprozeß. Aber das Klima bestimmt die Vorgänge des Wirtschaftslebens noch viel unmittelbarer durch seine Schranken setzende Kraft. Es bezirkt, wie jedermann weiß, den Kreis von Produkten, den namentlich die Landwirtschaft erzeugen kann, und wird damit natürlich wiederum bestimmend für das Ausmaß ebenso wie für die Eigenart der Ernährungsmöglichkeit einer Bewohnerschaft.

Neben dem Klima kommt hierfür die Beschaffenheit des Bodens in Betracht. Auch sie ist nun fast nirgends eine solche in Deutschland, daß man sagen könnte, das Mittelmaß sei erheblich überschritten. Kein Wein-, Gemüse- und Obstland, das sich über ganze Provinzen erstreckte wie in Frankreich oder Italien, sondern nur kleine Endchen davon im Rheintal und einigen Teilen Südwestdeutschlands; kein Wiesenland in erheblicher Ausdehnung mit feuchtem Klima, das der Viehzucht leichten

Stand gewährte – denn die Marschen im Nordwesten Deutschlands mit ihren insgesamt 81 Quadratmeilen sind doch nicht zu vergleichen mit den entsprechenden Gebieten Frankreichs oder Englands; keine unabsehbaren Strecken fruchtbaren Schwemmlandes, das in üppiger Fülle Getreide zu tragen vermöchte, wie etwa die Schwarzerdegebiete Rußlands, Ungarns oder gar Amerikas. Dafür aber einen Posten sterilen Ton- und Sandbodens von solcher Ausdehnung, daß er genügt, die natürliche Durchschnittsergiebigkeit der deutschen Landwirtschaft unter diejenige der meisten Kulturstaaten zu senken. Zumal gilt dies von demjenigen deutschen Bundesstaate, der den größten Teil von Norddeutschland umfaßt: dem preußischen Staate. Etwas günstiger mag das Gesamtbild des ganzen Deutschen Reiches sich gestalten; viel günstiger auch wohl kaum. Für Preußen aber haben wir die gewissenhaften Zusammenstellungen August Meitzens und seiner Mitarbeiter in dem großen Werke: Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staats. Danach betrug in dem Preußen alten Bestandes (vor der Eroberung Hannovers, Hessen-Nassaus und Schleswig-Holsteins) der Anteil sterilen Bodens an der Gesamtfläche über zwei Fünftel; die „ungünstigen Tonböden und Sand- und Moorböden" machten 42,9 % aus. In dem „gesegneten" Rheinland sogar 46,6 %, beinahe soviel wie in der Provinz Brandenburg, wo über die Hälfte des Bodens (52,6 %) der gekennzeichneten Kategorie minderwertigen Landes angehörte. Ein Drittel etwa (34,4 %) des Kulturbodens in der preußischen Monarchie wurde als Mittelboden („gemischte sandige Lehm- und lehmige Sandböden") charakterisiert, und nur ein Fünftel galt als guter Boden („günstige Lehm- und Tonböden"). Teilt man aber das ganze Ackerland in acht Klassen ein nach dem Reinertrag, den es liefert, so ergibt sich, daß beinahe die Hälfte (46,1 %) des gesamten

Kulturbodens (und zwar in dem preußischen Staate heutigen Bestandes d. h. 1910) den beiden letzten Klassen angehört, d. h. weniger als 3 Mk. Reinertrag vom Morgen abwirft und fast drei Viertel (73,8 %) den drei letzten Klassen (weniger als 6 Mk. Reinertrag) zuzurechnen sind. Unterscheidet man die einzelnen Bodenkategorien des preußischen Staats nach ihrer für den Fruchtbarkeitsgrad bedeutsamen geologischen Natur, so findet man, daß „Vorland" und Marschen, also im wesentlichen das Alluvialland noch nicht ein Zehntel der Gesamtfläche ausmachen (7,5 %), daß ein knappes Viertel (24,4 %) Gebirgsland ist, etwas mehr als ein Viertel (27,9 %) diluviale Hügellandschaft, dagegen zwei Fünftel (40,2 %) aus Sandebenen und Moor bestehen. Man denke: zwei Fünftel des ganzen Landes!

Wenn in solchem armen Lande nun die Bevölkerung anwächst — und es ist bekannt, daß die Rassen, die Deutschland bewohnen, eine recht gesegnete Fruchtbarkeit aufweisen — so bleibt außer einer Verbesserung der landwirtschaftlichen Technik nichts anderes übrig, falls das Volk seine Heimat nicht verlassen und fremde Länder kolonisieren will (was ja allerdings die Deutschen in großem Maßstabe getan haben), als einen wachsenden Teil der nationalen Produktivkraft so zu verwenden, daß jene Mängel der natürlichen Ausstattung einigermaßen ausgeglichen werden. Das geschieht aber durch eine entsprechende Ausbildung der gewerblichen, d. h. stoffverarbeitenden Tätigkeit, durch die man die fehlenden Erzeugnisse des Bodens entweder entbehrlich macht oder von andern Ländern bezieht. Meist hat man nur diese Eventualität, und zwar in der Regel nur in der Gestalt des Warenaustausches im Auge; man hat das Wort geprägt: *Deutschland muß entweder Menschen oder Waren ausführen.* Das ist zu eng gefaßt! Ein Land kann zunächst auch aus fremden Ländern

Erzeugnisse beziehen, ohne Waren dorthin zu senden: indem es sich diese Länder auf irgendeine Weise, heute wesentlich mittels Kreditgewährung, tributpflichtig macht. Ein Land kann aber auch seinen Mangel an natürlicher Fruchtbarkeit zum Teil wenigstens dadurch ersetzen, daß es, wo dieses angängig ist, seinen Bedarf an Gütern deckt, ohne an die Freigebigkeit der Natur, soweit sie sich in der Hervorbringung von Pflanzen äußert, zu appellieren, und zwar durch eine entsprechende Entwicklung der Technik: wenn ich statt Pferdebahnen elektrische Bahnen einrichte, so spare ich Pferde, kann also das Land, das ihre Aufzucht und ihre Erhaltung ermöglichte, anders (zur Hervorbringung von Nahrungsmitteln) verwenden; das gleiche gilt, wenn ich eiserne Schiffe statt hölzerne baue, wenn ich zur Herstellung von Farben Teer statt Pflanzen verwende usw.

Es fragt sich nun: Ist Deutschland seiner natürlichen Beschaffenheit nach günstig oder ungünstig bedingt, um eine Entwicklung in der angedeuteten Richtung – sagen wir also der Verlegung des Schwergewichts seiner produktiven Tätigkeit auf das gewerbliche Gebiet – zu vollziehen? Die Antwort muß lauten: günstig. Die Natur, die es so stiefmütterlich mit Boden- und Klimagaben bedacht hat, hat ihm dafür in der Tat eine Reihe von Vorzügen anderer Art verliehen, die für die Gegenwart und die nächste Zukunft ihm reichen Ersatz für die Dürftigkeit seiner Landschaft zu bieten vermögen. Solange nämlich als die gewerbliche Technik (wie es heute der Fall ist) auf der Verwendung von Kohle und Eisen ihre spezifische Leistungsfähigkeit basiert, d. h. also in einer Periode, in der der Dampf die beliebteste motorische Kraft und das Eisen das praktikabelste Baumaterial ist. In diese seit einem halben Jahrhundert laufende Zeitepoche muß Deutschlands wirtschaftliche Hochblüte fallen, die ihr Ende erreichen würde, wenn etwa die Elektrizität sich ähnlich

wie jetzt der Dampf eine herrschende Stellung erränge und damit diejenigen Länder in den Vordergrund der Völkerbühne treten würden die die meisten und stärksten natürlichen Wasserkräfte haben, wie etwa Schweden. Aber das steht einstweilen noch nicht in Frage. Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Kohle und des Eisens, und jedenfalls war es diejenige Periode deutschen Lebens, die wir hier überblicken. Und für diese Zeit also weist Deutschland natürliche Bedingungen auf, die es andern Ländern gegenüber bevorzugen.

Was ich meine, sind natürlich vor allem die *reichen Schätze an Steinkohlen und Eisenerzen*, die Deutschlands Boden in seinem Schoße birgt und von denen sich eine Flut von Reichtum während des letzten Menschenalters über uns ergossen hat. Ich will den Leser nicht mit einer detaillierten Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Lagerstätten langweilen; nur soviel muß er wissen, daß die wichstigsten Kohlengebiete Deutschlands folgende sind:

1. das oberschlesische, hervorragend durch die Mächtigkeit (bis zu 15 m) seiner dicht beieinander liegenden Flötze und sehr reich an Flötzen (gilt für 1910!);

2. das rheinisch-westfälische oder Ruhrgebiet, das zurzeit ausgiebigste; es liefert etwa die Hälfte der in Deutschland produzierten Steinkohle;

3. das Saargebiet.

Die übrigen Gewinnungsorte – es wird Steinkohle noch gefördert in der Umgegend von Aachen, im Freistaat Sachsen, im Waldenburger Gebirge und an einigen anderen Orten – stehen den drei erstgenannten an Bedeutung nach.

Ich brauche nun wohl nicht des näheren auseinanderzusetzen, weshalb diese natürliche geologische Konstellation, wie sie sich in mehreren Gebieten Deutschlands findet, diesem Lande von ungeheurem Vorteil für die Entfal-

tung der Industrie werden muß. Nicht nur, daß es überhaupt Kohle und Eisen produziert: es kommt naturgemäß auch billiger in ihren Besitz als ein Land wie Italien, das diese wichtigen Roh- und Hilfsstoffe moderner Industrie für teures Geld von weither herbeischleppen muß.

In den Kohlen- und Eisenlägern Deutschlands liegt also die Erklärung, weshalb die deutsche Volkswirtschaft eine so entschiedene Schwenkung zur gewerblichen Tätigkeit während des letzten halben Jahrhunderts unternommen hat, nicht minder aber auch für die Intensität seiner kapitalistischen Entwicklung. Denn die Montanindustrie ist recht eigentlich, ich möchte sagen, die Brut- oder Pflanzstätte des modernen Kapitalismus, der aus ihr seine größten Kräfte zieht. Ein Land, daß diese mächtige Standardindustrie nicht oder nur kümmerlich zu entwickeln vermag, wird im ganzen viel langsamer auf der Bahn des Kapitalismus voranschreiten.

Außer mit Kohle- und Eisenerzlagern ist aber Deutschlands Boden noch mit anderen Mineralien gesegnet, auf denen sich gerade im neunzehnten Jahrhundert zahlreiche wichtige Verfahrungsweisen aufgebaut haben. So wurde 1852 in dem pommerschen Septarienton, der zu beiden Seiten der Oder lagert, ein zur Portland-Zement-Fabrikation sehr geeignetes Material entdeckt, das gegenwärtig 140 Zementfabriken mit einer Jahresproduktion von 30 Millionen Fässern den Rohstoff liefert. Nicht minder wichtig sind die reichen Kalisalzlagerstätten bei Staßfurt.

Nun sind aber die im Schoße der Erde aufgespeicherten Schätze nicht das einzige, womit die Natur über die Qualifikation eines Landes zum Industrialismus entscheidet, nicht minder wichtig ist eine andere Seite seiner natürlichen Gestaltung: was man zusammenfassend *seine Wegsamkeit* nennen kann. Denn offenbar: Entwicklung der Industrie hat zur notwendigen Voraussetzung erst be-

rufliche, dann meist auch territoriale und nationale Differenzierung des Wirtschaftslebens Es fragt sich: wie hat die Natur hierfür Deutschland ausgestattet?

Die Antwort wird verschieden ausfallen, je nachdem wir an eine territoriale oder eine nationale Differenzierung denken. Die Vorbedingungen für jene erfüllt das deutsche Land in recht beträchtlichem Maße. Zumal wiederum seit Einbürgerung der Dampftechnik (in das Verkehrswesen durch die Eisenbahn) ist Deutschland, zumal der Norden mit seinem vorwaltenden Flachlandscharakter, geradezu das Muster eines wohlqualifizierten Verkehrsgebietes geworden. Wenn in den letzen Menschenaltern mehr und mehr der Schwerpunkt des deutschen Wirtschaftslebens aus dem Süden nach dem Norden verlegt wird, so hat dessen ideale Wegsamkeit ihr gut Teil daran. Aber auch die natürlichen Verkehrsstraßen, wie sie die Flüsse darbieten, sind nicht ungünstig in Deutschland gestaltet und lassen sich zu einem Systeme durch eine künstliche Querverbindung ausbauen.

Verglichen mit Italien, Frankreich, England ist Deutschland dank seiner reichen Stromentfaltung von der Natur viel eher als *Binnenland* gedacht. Darauf weist auch seine geringe Küstenentwicklung hin. Diese im Verein mit der für die Schiffahrt ganz besonders ungünstigen Küstenformation (Doppelküste! fast gar keine guten Häfen!) machen Deutschland zum seegewandten Verkehr denkbar ungeeignet. Von der Natur hingewiesen scheint dagegen Deutschland auf einen Landverkehr mit den übrigen europäischen Staaten: *Deutschlands Zukunft liegt auf dem Lande!* Man hat es nicht ohne Berechtigung das Reich der Mitte genannt. Denn in der Tat bildet es geographisch eine Art von Herz des europäischen Länderkomplexes, durch das der natürliche Weg aller Waren- und Menschenströme zwischen den verschiedenen Ländern hindurchführen muß. Ob man eine Linie von

Stockholm nach Rom oder von London nach Konstantinopel oder von Petersburg nach Paris oder Madrid zieht: alle schneiden sie das Deutsche Reich, das dadurch noch einmal seine „Mittelmäßigkeit“ zu erkennen gibt.

Also die landgewandte Wegsamkeit entschädigt reichlich für die Unwegsamkeit seiner Küstenseite, obwohl ja auch diese, wie man weiß, die rege Entwicklung eines Seeverkehrs in unserer Zeit keineswegs zu verhindern vermocht hat. Diese Erwägung wird, wie so manche andere, denke ich, die Überzeugungen in uns wachrufen: daß die natürlichen Bedingungen eines Landes doch nur in beschränktem Umfange dessen Volkswirtschaft zu beeinflussen vermögen, daß vielmehr andere, wichtigere Faktoren als die recht eigentlich bestimmenden anzusprechen seien. Ist es denn nicht in der Tat erstaunlich, daß aus solchem armseligen Lande, wie es unsere liebe Heimat trotz der paar Kohlen-, Eisen- und Kalisalzlager doch bleibt, ein so mächtiger Staat entstanden ist, dessen Stellung im Rate der Nationen angesehen, dessen Reichtumsentfaltung während der letzten Menschenalter beneidet war? Daß inmitten jener Sandwüste, von der wir schon mehrere Proben bekommen haben, sich eine Stadt erhebt, die zwar nicht an Schönheit und Kultur, aber doch an Reichtum und Lebendigkeit die alten Großstädte Europas zu verdunkeln begann? Es hat etwas Ergreifendes, so Mächtiges aus so unvollkommener Natur erstehen zu sehen. Als Symbol dieses neuen, kraftvollen Deutschlands und seiner Entfaltung möchte ich ein bekanntes Plakat betrachten: die nervige Riesenfaust, die aus der Sandwüste hervorbricht und einen Riesenhammer gen Himmel schwingt. Also die Menschenfaust ist es, die gleichsam aus dem Nichts ein großes Reich geschaffen hat: die vom Menschengeist geleitete Faust, wollen wir hinzufügen. Das führt uns aber zu der Frage: welches denn die Eigenarten der Menschen sind, die Deutschland bewohnen, und in-

wieweit dessen volkliche Beschaffenheit von bestimmendem Einfluß auf den Gang seines Wirtschaftslebens im neunzehnten Jahrhundert geworden ist.

VI. Das Volk.

Wenn ich in diesem Kapitel die Beziehung zwischen Deutschlands Wirtschaftsleben und seinem Volke wenigstens in ihren Grundlinien aufzudecken unternehme, so wird es doch nötig sein, einige orientierende Bemerkungen allgemeinen Inhalts voraufzuschicken.

Zunächst die Frage: was denn eigentlich aus bestimmten Eigenarten des Volkscharakters erklärt werden soll? Denn der Begriff „Wirtschaftsleben" ist doch allzu unbestimmt, um ihn zum Mittelpunkt dieser Betrachtungen zu wählen. Da müßte man denn die Aufgabe wohl genauer dahin umschreiben: daß wir prüfen sollen, welchen Anteil die volkliche Beschaffenheit der Deutschen an dem raschen wirtschaftlichen Aufschwung, das heißt also an der bedeutenden Entfaltung produktiver Kräfte des Landes während des neunzehnten Jahrhunderts hat. Als welche Aufgabe sich aber alsobald in einer noch größeren Bestimmtheit darstellt, sobald wir in Rücksicht ziehen, daß diese Entfaltung der produktiven Kräfte doch im Rahmen eines ganz bestimmten Wirtschaftssystems, des kapitalistischen, sich vollzogen hat. Alsdann nämlich löst sich unsere Frage in die andere auf: in welchem Umfange erfüllt das deutsche Volkstum die Bedingungen, die das kapitalistische Wirtschaftssystem stellt? Da dieses nun aber als eine hervorstechende Eigenart die scharfe Trennung in eine Klasse leitender Wirtschaftssubjekte, der Unternehmer, und eine Klasse abhängiger Personen, der Lohnarbeiter aufweist, so wird sich unser Problem in die zwei Fragen auflösen: genügt das Volkstum –

und wenn ja, in welchem Umfange, und wodurch — den Anforderungen, die an ein kapitalistisches Unternehmertum und denjenigen, die an eine in Dienst tretende Lohnarbeiterschaft gestellt werden müssen?

Ein anderer Punkt, über den wir uns Klarheit verschaffen müssen, ist die Tatsache, daß die Bedingungen, die das deutsche Volk durch seine Eigenart erfüllt, damit sein Wirtschaftsleben einen bestimmten Verlauf nähme, dem deutschen Volke mehr oder weniger eigentümliche sind. Denn offenbar spielen sich gewisse wirtschaftliche Vorgänge in Deutschland in einer bestimmten Form ab (entwickelt sich z. B. Kapitalismus), weil die Deutschen Europäer und keine Türken sind: hier sind also Eigenarten entscheidend, die allen europäischen Völkern gemeinsam sind. In anderen Fällen teilt das deutsche Volk wichtige Züge, die von Einfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens sind, mit allen Nord- und Osteuropäern, Germanen, Kelten und Slawen; in noch anderen Fällen erweist sich die spezifische Eigenart als ein gemeinsames Erbteil nur der germanischen Rassen im engeren Verstande; und endlich lassen sich charakteristische Eigenschaften feststellen, die auf das deutsche Volk beschränkt sind.

Diese Erwägungen führen uns nun aber zu der Einsicht: daß die Gründe der volklichen Eigenarten außerordentlich mannigfaltige sein müssen, daß man sich vor allem hüten muß, allzu ausschließlich mit der Kategorie des Rassenmerkmals zu operieren. Welchen Anteil an einem bestimmten Zuge des Volkscharakters die ursprünglich physiologische Rassenveranlagung, welchen das Klima, welchen die gemeinsamen Schicksale in historischer Zeit haben, das sind so unendlich komplizierte und bis heute noch so wenig geklärte Fragen, daß wir gut tun werden, sie in diesem Zusammenhange nur ganz gelegentlich in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen. Es genügt ja auch für unsere Zwecke vollständig, wenn wir uns

einen Überblick über diejenigen Eigenarten des deutschen Volkstums verschaffen, die wir als bestimmende für das Wirtschaftsleben in der letzten historischen Vergangenheit zu erkennen vermögen. Vielleicht daß diese Zusammenstellung selbst dann wieder Anregung bietet für die Völkerpsychologen, auf den Bahnen weiter zu schreiten, die so geistvolle Männer wie Taine, Brandes, Hehn, Gobineau, Ferrero, Blondel, Chamberlain gerade im letzten Menschenalter mit schönem Erfolge betreten haben.

Gemeinsam mit allen Europäern haben die Deutschen jene Veranlagung, die man als Fähigkeit zum Kapitalismus bezeichnen könnte. Will sagen die Fähigkeit, die schrankenlose Bahn des Gelderwerbes zu betreten, die wirtschaftliche Tätigkeit ihrer Beschränktheit als einer bloßen Maßregel zur Fristung des Daseins zu entkleiden, den sicheren Frieden handwerkerhaften Wirtschaftens zu verlassen und die aufreibende und prekäre Lage des spekulativen Unternehmers dafür einzutauschen, das Wirtschaftsleben selbst in einen rationell eingerichteten Geschäftsmechanismus umzuwandeln: kurz eben sich mit jenem Geiste zu erfüllen, den wir als den spezifisch kapitalistischen gelernt haben und den wir vergebens in Kulturen wie der altindischen, der altamerikanischen, ja wohl auch der chinesischen oder der türkischen, soweit wir sie kennen, suchen würden. Den Völkern jedoch, die seit einigen Jahrtausenden Europa bewohnen, eignet er durchgehends. Und es ist sicher falsch, wie man wohl behauptet hat, zu sagen: der moderne Kapitalismus sei eine Schöpfung nur der germanischen Rasse und sei von den Romanen nur übernommen. Eine solche Behauptung kann man nur aufstellen, wenn man den modernen Kapitalismus im achzehnten Jahrhundert in England anfangen läßt, während er tatsächlich sechshundert Jahre früher in Italien zur Welt gekommen ist. Will man schon in der Genesis des modernen Kapitalismus die Rollen

zwischen Norden und Süden verteilen, so wird man sagen müssen: die Romanen haben ihn geschaffen, die Germanen haben ihn von diesen übernommen und zu höheren Formen weitergebildet, haben dabei freilich ihre ehemaligen Lehrmeister um ein Beträchtliches überholt. Daß sie dieses konnten, dazu mußten sie allerdings wohl Eigenschaften entwickeln, die die Romanen nicht besaßen oder doch nich in gleichem Maße. Welche waren dies?

Alle nordischen Nationen, Germanen wie Slawen, bei denen sich offenbar der Kapitalismus jetzt ebenfalls in einem raschen Tempo auszudehnen beginnt, sind nun den südländischen, also wesentlich romanischen Rassen bedeutend überlegen an *physiologischer Frische*. Und auf diesen Umstand glaube ich, müssen wir in der Tat ein gut Teil des wirtschaftlichen Aufschwungs zurückführen, dessen ethnischen Ursachen wir in Deutschland nachspüren.

Diese größere physiologische Frische bringt zunächst eine *größere körperliche Leistungsfähigkeit* mit sich. Der Deutsche wird hierin etwa die Mitte halten zwischen Angelsachsen und Slawen, sicher aber die romanischen Rassen namentlich an Ausdauer übertreffen. Wie wichtig gerade die Ausdauer für die erfolgreiche Tätigkeit ist, sofern sie die Stetigkeit des Arbeitsprozesses verbürgt, erkannten wir schon, als wir die Bedeutung des Klimas für die Gestaltung des Wirtschaftslebens würdigten. Daß übrigens diese Vis durans, die schon Tacitus den Germanen seiner Zeit zuschreibt, auch mit der psychischen Veranlagung unserer Rasse im Zusammenhange steht, werden wir noch zu beobachten Gelegenheit haben. Ist nun aber ein Volk körperlich leistungsfähiger als ein anderes, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß unter sonst gleichen Bedingungen es rascher zu Reichtum gelangen wird als jenes.

Bedeutsamer insonderheit für die modern-kapitalistische Entwicklung ist nun aber ein weiteres Moment, das aus

der physiologischen Frische einer Nation wie der deutschen folgt: der hohe Fruchtbarkeitsgrad. Deutschland hat von jeher zu den kinderreichen Ländern gehört. Während des neunzehnten Jahrhunderts hat sich, wie wir schon wissen, die Bevölkerung auf dem heutigen Reichsgebiet weit mehr als verdoppelt, trotz der ganz erheblichen Mengen Deutscher, die während dieser Zeit ausgewandert sind. Im Jahre 1816 lebten im Gebiet des heutigen Deutschen Reichs 24,8 Millionen Menschen, heute (1910) 65 Millionen, was einem jährlichen Zuwachs von durchschnittlich 1 % entspricht, während etwa 5 Millionen Deutsche während des neunzehnten Jahrhunderts aus ihrer Heimat ausgewandert sind. Um recht eigentlich zu ermessen, was diese Ziffern besagen, muß man sie mit den entsprechenden eines Landes vergleichen wie Frankreich, das jetzt in seiner Bevölkerung wesentlich stabil ist. Noch in der Mitte des Jahrhunderts lebten in Frankreich ebensoviel Menschen wie in Deutschland: 1845/46 in Deutschland 34,4, in Frankreich 34,5 Millionen (während 1820 in Frankreich noch beinahe 4 Millionen mehr als in Deutschland gelebt hatten!). Heute dahingegen ist die französische Bevölkerung auf nur 39 Millionen gestiegen, ist also hinter der deutschen um 26 Millionen zurückgeblieben.

Zweifellos besteht nun aber in unserer Zeit ein enger Zusammenhang zwischen intensiver Bevölkerungszunahme und intensiver Entfaltung kapitalistischen Wesens in einem Lande.

Wenn man einen großen Teil des wirtschaftlichen Aufschwungs Deutschlands im letzten Menschenalter auf seine starke Auswanderung zurückgeführt hat, so liegt dem sicherlich ein richtiger Gedanke zugrunde. Ganz gewiß bedeutet zunächst jeder Auswanderer einen Verlust für ein Land und insbesondere für den Kapitalismus; aber es ist gewiß richtig beobachtet, daß im Laufe der

Zeit aus den Auswanderern Kunden für die Exportwaren des Heimatlandes werden, und daß dadurch sich unter Umständen rascher die Ausfuhr eines Landes entwickelt, als sie es ohne den Stützpunkt vermocht hätte, den ihr die über den Erdball verstreuten früheren Landeskinder gewähren. Und sofern jede Ausdehnung des Marktes — ob im Inlande oder im Auslande — belebend auf die kapitalistische Industrie einwirkt, kann man wohl sagen, daß die Auswanderung ein Beförderungsmittel kapitalistischer Entwicklung wird. Aber ich möchte doch diesem Momente keine übermäßig große Bedeutung beimessen. Erstens deshalb nicht, weil die ausgewanderten Söhne keineswegs immer sichere Abnehmer der Waren ihres Mutterlandes werden, häufig genug sich vielmehr in erbitterte Konkurrenten der einheimischen Industrie oder Landwirtschaft verwandeln; zweitens darum nicht, weil, wie mir scheint, die anreizende Wirkung der Bevölkerungsüberschüsse, die einem Lande durch Auswanderung verloren gehen, noch viel größer gewesen sein würde, wenn sie in der Heimat verblieben wären und hier ihren Erwerb gesucht hätten.

Nein, was die rasche Bevölkerungszunahme zu einem so mächtigen Beförderungsmittel des Kapitalismus werden läßt ist vielmehr folgendes: Sie bewirkt zunächst, daß in den *wohlhabenden Schichten* der Bevölkerung die Neigung zum Erwerb und die wirtschaftliche Spannkraft rege erhalten werden, und nicht ein sattes Rentnertum an die Stelle eines tatkräftigen Unternehmerstandes tritt. Sie liefert also einen unausgesetzten Nachwuchs an gewinnstrebenden, wagenden Persönlichkeiten, mit anderen Worten, Schöpfer kapitalistischer Organisationen. Denn es ist klar, daß die Söhne eines wohlhabenden Mannes ganz anders dem Erwerbsleben gegenüberstehen, wenn sie viele als wenn sie wenige sind. Bei gleichem Vermögen entfällt auf den einzelnen im ersten Falle eine

kleinere Portion und die Nötigung für ihn, selbst wieder durch wirtschaftliche Tätigkeit sich auf dem sozialen Niveau seiner Eltern zu erhalten, wird größer, als wenn dies Erbe nur auf einen oder zwei sich verteilt. Es wird durch den stärkeren Nachwuchs auch schon eine ganz andere Stimmung selbst bei wohlhabenden Eltern ihren Kindern gegenüber erzeugt. Sie werden es vielmehr darauf absehen, ihre Kinder „etwas Tüchtiges lernen zu lassen“, als sie in den untätigen Besitz einer Rente zu setzen. Es scheint mir nicht unberechtigt, wenn man zwischen Frankreich und Deutschland diesen Unterschied gemacht hat: das höchste Streben der französischen Eltern sei, ihren Kindern eine sorgenfreie Existenz zu schaffen, der deutschen, sie für den Kampf ums Dasein möglichst gut auszurüsten. Daher jene für ihre Kinder soviel als möglich sparen, diese ihnen eine gute Ausbildung zuteil werden lassen. Das soziale Ideal aller südlichen Nationen – spielt hier der Klimaunterschied wieder hinein? – ist ein behagliches Rentnertum, nötigenfalls auch in ganz bescheidenen Grenzen; das der Nordländer vielmehr, die eigene Stellung und die der Kinder durch rastlosen Erwerb zu verbessern. Der Südländer will etwas sein oder bleiben; der Nordländer etwas werden. Und daß dieser Unterschied zum großen Teil sich aus dem reicheren Kindersegen dieser Völker erklärt, dürfte nicht zweifelhaft sein.

Aber nicht nur die Subjekte kapitalistischer Unternehmungen schafft die raschere Bevölkerungszunahme: vor allem auch sorgt sie für das, was man die *Objekte kapitalistischer Organisation* nennen kann. Ich meine für das Vorhandensein solcher Personen, die von dem Unternehmer in seinen Dienst genommen werden können und an deren Existenz kapitalistische Wirtschaft nicht minder geknüpft ist als an das Vorhandensein einer geeigneten Unternehmerklasse. Denn man darf nie vergessen, daß es so lange keinen Kapitalismus geben kann, als jeder-

mann im Lande Unterkunft findet in der Stellung eines selbständigen Produzenten (eines Bauern oder Handwerkers) oder eines Krämers oder eines Beamten oder eines Rentners oder was sonst noch den Mann zu ernähren vermag. Erst muß es besitzlose Massen geben, die unter jeder Bedingung Unterhalt annehmen, wo sie ihn finden, also auch als unselbständige Lohnarbeiter, ehe Kapitalismus möglich ist.

Nun werden aber solche Massen — ich nenne sie die Überschußbevölkerung — um so eher entstehen, je rascher die Bevölkerung anwächst. Den nächstliegenden Fall bildet die bäuerliche Bevölkerung. Wenn diese in einem Tempo wie in Frankreich sich vermehrt, so wird sie sich als solche Generationen hindurch erhalten können, ohne einen einzigen Kandidaten für den Kapitalismus zu liefern. Die vorhandenen bäuerlichen Nahrungen werden genügen, um den gesamten Nachwuchs aufzunehmen und wieder Bauern werden zu lassen. Hat aber eine Bauernfamilie statt zwei durchnittlich vier oder fünf Kinder, so ist ersichtlich, daß mit der Zeit ein immer größerer Prozentsatz dieses Nachwuchses vor die Notwendigkeit gestellt wird, sich außerhalb des Rahmens bäuerlicher Wirtschaften sein Brot zu suchen. Findet er nun nicht in der Fremde eine neue Bauernstelle, kann er nicht Handwerker oder Beamter werden, so bleibt ihm schließlich nichts übrig, als einem kapitalistischen Unternehmer seine Dienste anzubieten: sei es als höherer Funktionär, als Ingenieur oder Chemiker, als Kontorist oder Werkmeister, wenn seine Eltern noch genug besaßen, ihn etwas lernen zu lassen; sei es als gewöhnlicher Lohnarbeiter, wenn er gar keine höhere Ausbildung erfahren hat. Es ist nun aber ferner auch klar, daß die hierdurch für den Unternehmer geschaffene günstige Konstellation für diesen sich um so besser gestaltet, je stärker der Nachwuchs ist. Denn um so größer ist die Konkurrenz

der Stellensuchenden untereinander; um so mehr wird der Preis der Arbeitskraft gedrückt; um so größere Gewinnchancen erwachsen für den Unternehmer, oder aber Möglichkeiten, durch niedrige Preise seine Produkte einzuführen; beides wirkt natürlich gleichzeitig als Anreiz für die Ausdehnung des Kapitalismus, der somit gleichsam wie von selbst aus einem starken Bevölkerungsüberschuß herauswächst.

Soviel über die Bedeutung der Bevölkerungsquantitäten für die Entfaltung des Kapitalismus. Und nun noch ein Wort über die qualitative Seite des Bevölkerungsproblems. Ich wies schon darauf hin, daß offenbar alle Europäer im Gegensatz zu anderen Rassen eine Generalqualifikation zum Kapitalismus besitzen. Unzweifelhaft aber haben einige der europäischen Nationen diese Qualifikation in höherem Maße als andre. Und unter diesen ragt wiederum das deutsche Volk hervor. Woher kommt das, müssen wir fragen. Was macht uns so ganz besonders geeignet, gerade während der Herrschaft des kapitalistischen Wirtschaftssystems zu Macht und Reichtum zu gelangen? Was begründet mit andern Worten *unser spezifisches Talent zum Kapitalismus*?

Es ist, soviel ich sehe, vor allem ein Grundzug unseres Volkscharakters, von dem ich nicht entscheiden will, ob er allen Nordländern eigentümlich ist — sei es wiederum aus Gründen ihrer größern Jugend, ihrer engeren Rassenzusammengehörigkeit oder ihres unmöglichen Klimas — der sich aber jedenfalls in besonderer Prägnanz bei den germanischen Rassen findet; ein Zug, für den es schwer ist, den rechten Namen zu finden, den ich daher auch nur umschreiben kann. Was ich meine, ist der ausgesprochene *Mangel an sinnlich-künstlerischer Veranlagung*, der das deutsche Volk so deutlich kennzeichnet und von allen romanischen Nationen so scharf unterscheidet. Wie bedeutsam diese Charaktereigenschaft für

den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung ist, ist nicht schwer zu zeigen, wenn man die einzelnen Symptome untersucht, in denen jenes spezifisch unkünstlerische Wesen zutage tritt.

Da ist zunächst die starke ethische Veranlagung, die gleichsam der ins Positive übersetzte Mangel an Ästhetismus ist. Der künstlerisch veranlagte Mensch sieht die Welt unter dem Gesichtspunkt des schönen Scheins, der harmonischen Gestaltung, des Insichselbstruhens aller Dinge; der unkünstlerische Mensch unter dem Gesichtspunkt der Zwecke. Für jenen ist jede Erscheinung der Außenwelt wie des Innenlebens Selbstzweck, für diesen Mittel zum Zweck. Jener kennt daher als höchstes Ziel nur ein Sichselbstgenügen, dieser ein Aufgehen in Strebungen, eine Hingabe an Aufgaben. Jener lebt der Person, dieser der Sache. Mittelpunkt aller Interessen ist für jenen das Piacere, ein Begriff, für den wir nicht einmal ein Wort haben, denn „Vergnügen" oder „Lust" (wie man den Titel des bekannten Romans D'Annunzios ganz verkehrt übersetzt hat), sagen keineswegs dasselbe; für diesen die Pflicht, ein Wort, das wiederum der Romane nicht übersetzen kann; devoir, dovere treffen nicht den Sinn dieses spitzen, eindringlichen Wortes „Pflicht".

Woher wir Deutschen dieses starke Pflichtbewußtsein haben? Wer vermöchte es zu sagen? Vielleicht hat auch wieder das Klima seinen Anteil. Ich deutete früher einmal schon darauf hin. Wenn Madame Girardin in bitterem Hohne von ihren Landsleuten gesagt hat: en France, on a toujours mieux à faire que son devoir, so muß man doch entschuldigend hinzufügen: das sei kein Wunder in einem so schönen Lande oder gar in Italien oder im Süden von Spanien. Bei uns Hyperboreern, wo den größten Teil des Jahres die Nebel brauen, wo es regnet, wenn es warm ist, und kalt ist, wenn es nicht regnet; in einem solchen Lande hat man,

weiß Gott, nichts Besseres zu tun als seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Aber wie gesagt: ich will dem Ursprung des kategorischen Imperativs, der bezeichnenderweise in Königsberg (!) liegt – man vergleiche die Persönlichkeit des Mannes, der dieses Schlagwort geprägt hat, etwa mit Leonardo da Vinci, und man wird den Unterschied zwischen Norden und Süden zum Greifen deutlich vor sich sehen! – nicht nachspüren. Genug: er ist da, und beherrscht unser Volkstum. Nun ist es auch klar, daß er auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens um so größeren Einfluß ausüben muß, je strengere Formen, möchte ich sagen, dieses annimmt. Jetzt geht es an ein Schädelspalten. Die Zeiten des behaglichen, gesicherten Handwerkertums, in denen sich gesättigte Existenzen unbehindert ausleben konnten, sind auf Nimmerwiedersehen vorüber. In dem harten Kampfe ums Dasein, den unser heutiges Wirtschaftsleben darstellt, bedeutet es aber für ein Volk offenbar einen ungeheuren Vorzug, wenn seine Angehörigen in ihrer großen Mehrzahl gelernt haben, eine Sache ernst zu nehmen, sich einer Aufgabe, sie mag klein oder groß sein, ganz und gar hinzugeben. Dem Südländer, der die Gebiete nordischer und insonderheit deutscher Kultur bereist, fällt nichts so sehr auf wie diese unverdrossene Pflichterfüllung in allen Schichten der Bevölkerung, dieses selbstverständliche Abarbeiten des vorgeschriebenen Pensums, diese Tüchtigkeit zu allen und in allen Dingen, diese durch nichts von ihrem Ziele abzubringende Gewissenhaftigkeit: die Coscienziosità, die den größten Unternehmer wie den letzten Tagelöhner in gleichem Maße erfüllt und die vielleicht ihren prägnantesten Ausdruck gerade in Deutschland in seinem Beamtentum findet.

Wenn man darum vielleicht mit Recht sagen kann: wir sind geborene Beamte – die Menschen sind entweder Künstler oder Beamte –, so gewinnt diese Bezeichnung

noch einen tieferen Sinn, wenn wir ein anderes Merkmal unseres Volkscharakters, das ebenfalls aus unserm Mangel an künstlerischer Veranlagung entspringt, auch noch in Betracht ziehen. Das ist das, was ich das Talent zum Teilmenschen, zum Spezialistentum nennen will, ein Talent, das dem Südländer völlig abgeht. Dieser mit seiner sinnlich-künstlerisch-unethischen Natur hat die Tendenz, die Welt um sich, um seine Persönlichkeit zu gruppieren und darum diese als Ganzheit sich zu erhalten. Wir dagegen lösen die Individualität auf in eine Anzahl Teile, die wir den objektiven Zwecken anpassen und unterordnen. Da wir nur geringen Sinn für die Form haben, so auch nur wenig Empfinden für das Organische einer lebendigen, in sich ruhenden Persönlichkeit: äußerlich nicht, aber auch nicht innerlich. Und damit erlangen wir die wichtige Fähigkeit, uns beliebig in nur einer Richtung zu betätigen, Partikelchen unseres Wesens allein zur Entfaltung zu bringen und unterstützt von der schon erwähnten Perseveranza uns zu virtuosen Teilmenschen zu entwickeln. Das zeigt sich ganz besonders deutlich an unserer Stellung zur Wissenschaft. So lange es diese aus dem Nichts zu gestalten galt, mittels schöpferischer Intuition, genialer Kombination: so lange waren uns die romanischen Nationen auf allen Gebieten, wenn nicht überlegen, so doch zum mindesten ebenbürtig: unter den großen Begründern der Naturwissenschaften sind ebensoviel Romanen wie Germanen zu finden. Heute dagegen, wo es gilt, auf der einmal gelegten Basis systematisch, „methodisch“ weiterzubauen, wo den Sieg ein fleißiges und gewissenhaftes Spezialistentum, ein gelehrtes Forschertum davonträgt: heute ist die Zeit für deutsches oder überhaupt germanisches Wesen erfüllt, und wir sind die „führenden“ Nationen in vielen Wissenschaften geworden. Diese überragende Stellung namentlich in den Naturwissenschaften und den damit verwandten technologischen

Fächern hat nun aber wiederum einen äußerst fördersamen Einfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens ausgeübt. Wir haben heute die besten Chemiker, die besten Ingenieure, was ersichtlich uns einen gewaltigen Vorsprung auf industriellem Gebiete verschafft. Wenn heute die glücklichste deutsche Industrie die chemische ist, mit der wir den Weltmarkt beherrschen wie mit keiner andern, so ist das sicherlich überwiegend der hohen Vollendung zu danken, die unsere wissenschaftliche Chemie und chemische Technologie sich errungen haben.

Und wie uns auf wissenschaftlichem Gebiete unser geniales Teilmenschentum zum Siege verholfen hat, so bewährt es seine überwindende Kraft auch auf eigentlich sozialem Gebiete: dem wissenschaftlichen Teilmenschen steht ein *sozialer Teilmensch* als Typus deutschen Wesens zur Seite. Dabei denke ich an unsere Fähigkeit, uns in ein großes Ganze, eine mächtige Organisation so einzuordnen, daß wir wie ein Rädchen in einem Mechanismus funktionieren, und daß aus dem Zusammenwirken vieler eine gewaltige Steigerung des Krafteffektes entspringt. Man könnte diese Fähigkeit auch als Talent zur Kooperation (diese in einem weiteren Sinne gefaßt) bezeichnen. Zu ihr gehört, genauer zugesehen, vor allem wieder ein Verzicht auf Persönlichkeit, auf Ganzheit und Eigenartigkeit der Individualität, gehört wiederum die Hingabe an einen objektiven Zweck, die wir hier, ich möchte sagen, von ihrer mehr äußerlichen, physiologischen Seite her kennen lernen. Das Pflichtgefühl erscheint hier als Disziplin. Zur Disziplin aber gehört nicht minder die Kunst zum Befehlen, wie die Kunst zum Gehorchen; die Kunst zum Ordnen nicht minder, wie die Kunst des Sichunterordnens. Und beide Seiten enthält der deutsche Volkscharakter in sich. Darum sind wir die besten Schulmeister der Welt geworden, haben aber auch das bestgeordnete Staatswesen und die beste Armee der Welt.

Es ist nun aber wiederum mit Händen zu greifen, welche ungeheure Bedeutung eine solche Veranlagung heutzutage für die Entwicklung des Wirtschaftslebens haben muß, zu einer Zeit, da diese sich in immer komplizierteren Organisationsformen vollzieht. Jede größere kapitalistische Unternehmung ist ein wahres Wunderwerk von Beziehungen unter- und übergeordneter Menschen untereinander, jedes Verkehrsunternehmen, jede Fabrik ein kunstvolles Gebilde aus Teilmenschen, die zu einem großen einheitlichen Ganzen durch das Kommandowort eines Direktors zusammengeschlossen sind. Und wenn auch schließlich die Not den Arbeiter eines südlichen Volkes dazu zwingt, seine Persönlichkeit in einem solchen Mechanismus zu Grabe zu tragen: schwer wird's ihm und recht lernt er's nie, nie so recht von Grund auf, wie der Nordländer, den die Natur schon zum Teilmenschen geschaffen hat. Liegt hier einer der Gründe, weshalb wir germanischen Nationen den Kapitalismus so viel rascher ausgebildet haben, in der Eigenart unseres Arbeitermaterials, so kommt doch derselbe Zug uns auch zugute, wo er sich in den Unternehmern äußert, und zwar nicht nur, soweit diese herrschen, sondern auch wo sie sich einmal unterordnen müssen. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die rasche Ausdehnung des Kartellwesens in den Ländern mit germanischer Kultur gewiß auch in der größern Disziplin unseres Unternehmertums mitbegründet sei.

Wenn aber gerade wir Deutsche so Hervorragendes auf dem Gebiete der industriellen Disziplin leisten, so möchte ich schließlich doch auch noch daran erinnern, daß wir dazu in einem langen Werdegange künstlich erzogen sind durch die Eigenart unserer staatlichen Verhältnisse, die zumal in Preußen seit Jahrhunderten auf eine strenge Zucht des einzelnen hingewirkt haben. Insonderheit ist es der militärische Drill, der uns in Fleisch und Blut

übergegangen ist und der sich nun als industriefördernder Faktor erweist! Damit habe ich aber schon meine Ausführungen auf ein Feld hinübergespielt, wo uns neue Perspektiven eröffnet werden. Denn offenbar: mit dem letzten Gedanken habe ich schon der Einwirkung gedacht, die die gemeinsame Geschichte eines Volkes auf dessen Charakter (und damit indirekt wieder auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens) ausübt.

Fragen wir, wodurch ein Staat Einfluß auf die Eigenart der in seinen Grenzen lebenden Bevölkerung gewinnen kann, so muß die erste Antwort lauten: durch die bloße Tatsache, daß er sie einschließt und zu einer Einheit zusammenfügt. Denn da heute fast überall auf der Erde ein buntes Gemisch der verschiedensten Rassen oder doch wenigstens Kreuzungen von Unterarten derselben Rasse durcheinander wohnen, so ergibt sich bei der beliebigen Absteckung staatlicher Grenzen, wie sie der blinde Zufall im Laufe der Jahrtausende bewirkt hat, eine ganz bestimmte Zusammensetzung der verschiedensten ethnischen Elemente. Ein historisches Staatsgebilde stellt also gleichsam ein Rezept dar: rec. so und so viel Germanen, Slawen, Kelten, Juden usw. Und ich brauche den verehrten Leser nur daran zu erinnern, wie schon ganz kleine Veränderungen in der Quantität und Qualität der einzelnen Ingredienzien einer Speise zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen führen können, hier zu einem Plumpudding und dort zu einem deutschen Rosinenkuchen, um ihm den nötigen Respekt vor der Bedeutung historischer Rassenkomposita zu verschaffen.

Gerade Deutschlands Bevölkerung stellt nun aber ein außerordentlich kompliziertes Gemisch von allerhand Völkern dar, und mir scheint, daß in der volklichen Mischung, wie sie durch die Abgrenzung des Zollvereins und danach des Deutschen Reichs herbeigeführt ist, eine wesentliche Erklärung für sein rasches wirtschaft-

liches Emporblühen im neunzehnten Jahrhundert zu finden ist.

Zunächst ist, wie bekannt, in keinem Lande eine so starke Vermischung von Germanen, Kelten und Slawen, also der drei verwandten indoeuropäischen Stämme erfolgt, wie in Deutschland. Und das war gut. Denn soviel wir zu erkennen vermögen, ist keiner der drei Stämme in seiner Reinheit so entwicklungsfähig, wie eine richtige Mischung der drei. Für das moderne Wirtschaftsleben bedeuten jedenfalls die volklichen Gegensätze, wie sie das heutige Deutschland enthält, eine wesentliche Förderung. Schwaben und Sachsen stellen gleichsam die beiden Seiten der kapitalistischen Organisation: Spekulation und Kalkulation, Initiative und Ausführung, Synthese und Analyse dar.

Nun dürfte es aber wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die genannten Stämme, wenn auch Kelten und Slawen in etwas geringerem Maße als die Germanen, wo sie rein auftreten, also wie etwa in den Niederungsgebieten zwischen Weser und Elbe, im Laufe der Jahrhunderte eine Völkermasse geworden sind, die der rechten Beweglichkeit entbehrt. Um das beliebte Bild zu gebrauchen: Mehl ohne Sauerteig. Damit ein recht schöner Kuchen daraus werde, bedarf es solchen volklichen Sauerteigs. Und es scheint mir nun abermals eine wichtige Eigenart des deutschen Volkstums, daß es diesen während der letzten Jahrhunderte im rechten Mengenverhältnis erhalten hat.

Was in früherer Zeit zur Heranbildung eines intelligenten, umsichtigen, industriellen Unternehmertums, dessen wir uns im neunzehnten Jahrhundert zu erfreuen hatten, gewiß mit beigetragen hat, scheint mir das französische Emigrantentum zu sein. Es ist bekannt, daß viele der tüchtigsten Fabrikanten Frankreich aus religiösen Gründen verlassen mußten, und daß ein großer

Teil davon in deutschen Landen sich angesiedelt hat. Von der Industrie der Rheinprovinz, Berlins und anderer Gebiete geht ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz auf französischen Ursprung zurück. Und ich glaube, es heißt nicht zuviel behaupten, wenn man feststellt, daß Frankreichs Volkswirtschaft noch heute den Verlust jener Elite von Unternehmern empfindlich verspürt.

Aber diese Einsprengung romanischer Elemente in die germanisch-keltisch-slawische Bevölkerung Deutschlands tritt doch an Bedeutung für den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung ganz erheblich zurück, wenn wir sie in Vergleich stellen mit einem andern Einschlag eines lebendigeren Volksstammes, der wie mir scheint einen Einfluß von ganz ungeheurer Tragweite auf die Gestaltung unseres Wirtschaftslebens ausgeübt hat; ich meine natürlich den Einschlag jüdischer Elemente. Wenn man auch in der Abschätzung dieses Einflusses nicht so weit zu gehen braucht, wie einer der größten Juden, die das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, Karl Marx, der schlechthin meint, daß „der praktische Judengeist zum praktischen Geist der christlichen Völker geworden" sei und „die Juden sich insoweit emanzipiert haben, als die Christen zu Juden geworden sind", daß „das reale Wesen des Juden sich in der bürgerlichen Gesellschaft verwirklicht", daß mit anderen Worten moderne, kapitalistische und jüdische Wirtschaft identische Begriffe seien, so wird man doch zugeben müssen, daß unser Wirtschaftsleben, wie es sich im neunzehnten Jahrhundert gestaltet hat, ganz undenkbar wäre ohne die Mitwirkung der Juden. Stellt man sich auf den Standpunkt der neuzeitlichen Entwicklung des Wirtschaftslebens, betrachtet man die Entfaltung kapitalistischen Wesens und damit die Freisetzung starker produktiver Kräfte als einen Fortschritt, legt man Wert auf den Rang, den ein Land heute auf dem Weltmarkte einnimmt, so kann man gar

nicht umhin, die Existenz jüdischer Wirtschaftssubjekte als einen der größten Vorzüge anzuerkennen, über die dieses Land in ethnischer Hinsicht verfügt; si le juif n'existait pas, il faudrait l'inventer. Das werde ich wohl, umstritten wie diese wichtige Frage ist, etwas eingehender begründen müssen, so schwer es hält, in völlig einwandfreier Weise hier die Zusammenhänge klarzustellen.

Ist es schon in jedem Falle ein gewagtes Beginnen, von einem Volke oder einer Rasse bestimmte Eigenschaften auszusagen, so erscheint dies bei dem jüdischen Volke ganz besonders bedenklich. Denn kein Volk ist so voller Gegensätze wie diese wundersame Rasse in ihrer bunten Mischung aus allerhand disparaten Elementen. Immerhin wird man doch, denke ich, wenn man (um wieder mit Marx zu reden) nicht den „Sabbatjuden", sondern den „wirklichen, weltlichen Juden, den Alltagsjuden" betrachtet, wie er doch allein für die wirtschaftlichen Verhältnisse in Betracht kommt, einige typische Charakterzüge feststellen können, die in ihrer Bedeutung für das Wirtschaftsleben leicht zu ermessen sind. Wiederum scheint mir die Zeichnung des jüdischen Nationalcharakters, wie sie der eigene große Stammesgenosse vornimmt, nicht völlig getreu, wenn er schreibt: „Welches ist der weltliche Zug des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz. Welches ist der weltliche Kultus der Juden? Der Schacher. Welches ist sein weltlicher Gott? Das Geld." Aber ich denke doch, daß wesentliche Seiten des jüdischen Wesens, wenn auch stark stilisiert, in diesen Sätzen richtig bestimmt sind. Ich möchte in etwas anderer Fassung drei Seiten des jüdischen Nationalcharakters als besonders bedeutsam für die Rolle betrachten, die die Juden im modernen Wirtschaftsleben spielen: das Vorwalten des Willens, den Eigennutz und die Abstraktheit ihrer Geistesbeschaffenheit.

Daß in der jüdischen Rasse die hervorstechende Eigenschaft ein durch nichts von seinem Ziele abzubringender

Wille ist, darin stimmen alle aufmerksamen Beobachter überein. Die Zähigkeit, mit der der Jude einen Vorsatz ausführt, befähigt ihn aber in eminentem Maße dazu, im Wirtschaftsleben, ich möchte sagen, eine große dynamische Wirkung auszuüben: Schritt für Schritt, unentwegt zieht er seine Straße; aus meist kleinsten Anfängen, wie wir alle wissen, durch alle Stufen der wirtschaftlichen Tätigkeiten hindurch, sie alle einzeln durchmessend, vom Nächstliegenden zum Naheliegenden schreitend, ohne sich durch noch so viele Widerwärtigkeiten irremachen oder abschrecken zu lassen, die kleinsten Vorteile wahrnehmend, klettert er in die Höhe. So oft ihn Mißgeschick ereilt, immer wieder rappelt er sich auf; wie die Katze fällt er immer auf die Beine. Der starke Familiensinn, die große Nüchternheit der Lebensführung (solange er noch nicht am Ziele ist) befördern seine Strebungen: was er selbst nicht erreicht hat, wird der Sohn, wird der Enkel erreichen. Immer unverdrossen weiter! Immer betriebsam! Immer treibend! Ein rechter Sauerteig!

Eng im Zusammenhange mit diesem starken Willen steht die unzweifelhafte Veranlagung der jüdischen Rasse zum *Eigennutz*, oder wie es Marx nennt, zum praktischen Bedürfnis. Wenn wir so viel Juden mit gerade entgegengesetzter Denkweise finden, mit einem, fast kann man sagen, überspannt altruistischen Sinne, einer rigorosen Selbstlosigkeit und einem zelotischen Eifer gegen alles eigensüchtige Wesen, so dürfen wir gerade aus diesen Reaktionserscheinungen auf die Existenz des gekennzeichneten Nationalcharakterzuges schließen. Man hat oft und mit Recht hervorgehoben, wie gerade das wahrhaft heroische Prophetentum, das einzelne Angehörige der jüdischen Rasse auszeichnet, eine volkliche Veranlagung voraussetzt, die in ganz besonders hohem Grade das Bußepredigen herausfordern mußte. Hier interessiert uns nur der Zusammenhang zwischen diesem eigennützigen Grundzuge und der

Bedeutung der Juden für das Wirtschaftsleben. In dem Maße, wie in diesem die reine Geschäftsmoral zur ausschließlichen Geltung gelangt, der Grundsatz als selbstverständlich anerkannt wird, daß man alles darf, was man kann (innerhalb der manchmal sehr dehnbaren strafrechtlichen Schranken) – und das gilt im wesentlichen heute – müssen, das ist wiederum klar, sich Vorteile für eine Rasse ergeben, die in besonders hohem Grade eigennütziger Gesinnung fähig ist. Hiermit hängt wohl auch das zusammen, was man als Skrupellosigkeit im jüdischen Wesen bezeichnet. Der Jude pflegt weniger peinlich in der Wahl der Mittel zu sein, die ihn zum Ziele führen. Daher ist er auch ein Virtuose der Reklame. Auf deren richtiger und ausgiebiger Anwendung beruht nun aber wiederum heutigentags ein großer Teil des wirtschaftlichen Erfolges, weil eine Hauptkunst darin besteht, die Kundschaft zu sich heranzuziehen.

Das alles aber würde noch nicht genügen, um die gewichtige Rolle zu erklären, die der Jude im modernen Wirtschaftsleben spielt. Was vielmehr noch in besonders hohem Maße ihn zu dieser Führerrolle befähigt, ist die genannte dritte Eigenschaft: seine abstrakte Veranlagung. Daß diese ihn in der Tat auszeichnet, ist niemals bestritten worden; die jüdische Religion ist der schlagende Beweis dafür. Diese abstrakte Denkart, die gleichbedeutend ist mit Indifferenz gegenüber Qualitätswerten, mit der Unfähigkeit, das Konkrete, Individuelle, Persönliche, Lebendige zu würdigen, mußte in ihrer Anwendung auf die Welt der materiellen Kultur wie von selbst ihr Symbol in dem Gelde finden. Im Gelde sind alle Qualitäten der Gebrauchsgüter ausgelöscht; in ihm erscheinen sie nur noch in quantitativer Bestimmtheit. Nicht welchen persönlichen Wert ein Ding besitzt, was es wert ist, sondern wieviel es wert ist, kommt in dem Gelde zum Ausdruck. Es ist daher mehr als historischer Zufall (der selbstverständlich

stark mitgespielt hat), wenn wir in jüdischen Kreisen noch heute eine starke Überwertung gerade des Geldes und seines Besitzes finden. Es kommt darin eben (um noch einmal in der bildlichen Sprache zu reden, deren sich Marx bedient) das Bekenntnis zu dem der jüdischen Art adäquaten weltlichen Gott zum prägnanten Ausdruck. Andre Umstände haben diese Geldidolatrie noch befördert. Vor allem ihre Zurücksetzung in rechtlicher Beziehung, ihre Ausschließung von Ämtern und Würden der christlichen Gesellschaft, ihre Ausschließung vom Grundbesitz. Da lernten sie denn im Gelde ein Mittel kennen, das ihnen zum großen Teil ersetzte, was sie durch Machtspruch der Gesetzgebung entbehren mußten: Geltung und Ansehen. Und daraus ergab sich natürlich abermals eine gesteigerte Wertung dieses Stillers aller Schmerzen, dieses Heilers aller Wunden, dieses wundersamen Trösters in allen Leiden: des Geldes.

Die rastlose Energie der jüdischen Rasse, ihre nie ruhende Betriebsamkeit: sie fand nun also das natürliche Feld ihrer Betätigung in dem Streben nach Geldbesitz. Und der schon geschilderte praktische Sinn verlegte dieses Streben alsobald in die Sphäre wirtschaftlicher Tätigkeit: das Streben nach Geldbesitz wird zum intensiven Gewinnstreben, zum Erwerbstrieb, der zwar keineswegs eine auf die jüdische Rasse beschränkte Gemütsverfassung ist, der aber doch in ihr aus den angeführten Gründen begreiflicherweise zu stärkster Entfaltung kommen mußte. Nun ist aber wohl auch schon ersichtlich, was es bewirkt, daß die Juden gerade in unserer Zeit eine so große Bedeutung für das Wirtschaftsleben erlangt haben. Dieses wird ja, wie wir wissen, in der modernen kapitalistischen Organisation ganz und gar auf den Gelderwerb ausgerichtet. Alle wirtschaftlichen Funktionen werden ihrer qualitativen Konkretheit entkleidet, um nur noch in ihrer Beziehung auf das Geld, d. h. also in abstrakt-quantitativer Bestimmtheit zu erscheinen. Alles Wirtschaften wird zu einem Erwerben; alle ökonomischen

Vornahmen werden zum Geschäft. Ich verwies auch schon darauf, wie alle Sphären wirtschaftlicher Tätigkeit von rationalistischem Geiste durchtränkt werden, wie das eminent Praktische, das schlechthin Zweckmäßige entscheidend über den wirtschaftlichen Erfolg wird. Sind das alles nicht Vorgänge, Wandlungen in Anschauungen und Praktiken, die dem spezifisch jüdischen Geiste zugute kommen, die ihm ein immer weiteres Feld der Betätigung einräumen müssen?

Wie sehr gerade diese spezifisch kapitalistischen Züge des Wirtschaftslebens dem jüdischen Charakter adäquat sind, vermögen wir am deutlichsten an der Tatsache zu ermessen, daß wir am meisten die Juden in denjenigen Sphären wirtschaftlicher Tätigkeit zu Hause finden, in denen das reine, qualitätslose, abstrakte Geldverhältnis am ausschließlichsten herrscht: das sind der Geld- und nach ihm der Warenhandel, und zwar in diesem wiederum der Zwischen- oder der Detailhandel, während in der Produktionssphäre, zumal in der Landwirtschaft, längst die Beteiligung der Juden nicht in gleichem Maße stattfindet. Von 10000 erwerbstätigen Juden in Deutschland entfallen (1907) nur 198 auf die Landwirtschaft (gegenüber 3166 Christen), 2150 auf die Industrie (davon aber fast die Hälfte auf Bekleidung und Reinigung, d. h. wesentlich auf die halb zum Handelsgeschäft gewordene Konfektionsindustrie) – gegenüber 3527 Christen –, dagegen 4972 (gegenüber 1068 Christen!) auf Handel und Verkehr! Und das, trotzdem ihnen seit mehreren Menschenaltern die Wirksamkeit auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens völlig freigegeben ist. Aber es ist ersichtlich, daß in Landwirtschaft und Industrie, auch wo sie schon kapitalistisch organisiert sind, doch noch in weiterem Umfange eine Beziehung zu den konkreten Gütern, die erzeugt werden sowie zu den lebendigen Menschen, die sie erzeugen, bestehen bleibt, während im Geldhandel ausschließlich, aber auch im Warenhandel diese konkrete Bestimmtheit entfällt. Ich sagte: was diesen

angeht, namentlich im Zwischenhandel, der von Händler zu Händler die Waren umsetzt oder im Detailhandel. Während beispielsweise im Einfuhrhandel, sofern er die Erzeugnisse der fremden Länder direkt herbeischafft, wiederum eine stärkere konkrete Färbung der Beziehungen zu den eigenartig gestalteten Kulturen der Bezugsgebiete stattfindet: weshalb wir in diesen Branchen des Handels abermals eine geringere Beteiligung der Juden finden.

Je reiner also kapitalistisches Wesen im Wirtschaftsleben sich durchsetzt, desto mehr Spielraum erhält die jüdische Eigenart. Was man dann auch so ausdrücken kann: je mehr sich jüdisches Wesen durchsetzt, desto ausschließlicher kommt die kapitalistische Organisation zur Anwendung. Und nun wird niemand länger im unklaren sein, worin die eminente Bedeutung des Judentums für die modernen Volkswirtschaften liegt: es beschleunigt deren Umbildung in die kapitalistische Organisation, die heute wirtschaftlich die schlechthin vollkommene ist. Ganz besonders deutlich kommt diese jüdische Mission – den Übergang zum Kapitalismus zu befördern – dort zum Ausdruck, wo es gilt, die heute noch konservierten Reste vorkapitalistischer Organisation aus der Welt zu schaffen: in der Zersetzung der letzten Handwerke und der handwerksmäßigen Krämerei. Man kann getrost sagen, daß beispielsweise Schneiderei, Schuhmacherei, Tischlerei, Bauhandwerk zum großen Teile der rastlosen Tätigkeit jüdischer Geschäftsmänner ihren Untergang verdanken. Weshalb denn sich gerade in jenen Kreisen des sinkenden Handwerks ein durchaus naturwüchsiger Antisemitismus entwickelt hat, der sich, wie es solchen blinden Volksbewegungen eigen zu sein pflegt, an die greifbare Form (das Judentum) statt an den inneren Kern (den Kapitalismus) hält.

Erinnere man sich nun, bitte, was den Anlaß zu diesen Auseinandersetzungen über die ökonomische Veranlagung des Judentums und seiner Funktion im modernen Wirt-

schaftsleben gegeben hatte: es war die Feststellung gewesen, daß Deutschland seinen wirtschaftlichen Aufschwung während des neunzehnten Jahrhunderts (soweit er durch die Eigenart seiner Bevölkerung bedingt ist) unter anderem dem Vorhandensein seiner jüdischen Einwohner verdankt, weil sie ihrer Blutsveranlagung wie ihrer allgemeinen Geschichte nach die geborenen Förderer des Kapitalismus sind.

Für Deutschlands Juden kommt aber noch ein besonderer Umstand in Betracht, der ihnen für unser Wirtschaftsleben eine so überragend große Bedeutung verleiht: ich meine ihre immer erst halb durchgeführte Gleichberechtigung im Staatsleben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Jude heute (d. h. 1910) bei uns noch immer auf Schranken bei der Wahl seines Berufes stößt: Armee und Verwaltung sind ihnen gänzlich verschlossen, der Lehrerstand, die Justiz und andere Berufssphären noch keineswegs völlig freigegeben. Dadurch wird bewirkt, daß viele gerade der intelligentesten Juden im Wirtschaftsleben festgehalten werden. Während beispielsweise die wenigen Juden, die Frankreich hat, im Staatsdienst, in der Armee und Zivilverwaltung größtenteils aufgegangen sind, so daß nun das Mehl der französischen Volkswirtschaft doppelt empfindlichen Mangel an dem Sauerteige leidet, den die jüdischen Elemente mit ihren geschilderten aufreizenden Eigenschaften heutigentags darstellen.

Dadurch, daß ein Staat ein bestimmtes Mischungsverhältnis seiner Bevölkerungselemente herbeiführt, wirkt er auf die Eigenart seiner Bewohner durch die bloße Tatsache seiner Existenz. Ich möchte nun noch die Aufmerksamkeit auf diejenige Wirkung lenken, die im Gegensatz zu der ersteren gerade durch das umgekehrte Verhältnis erzielt wird: dadurch nämlich, und zwar einzig und allein dadurch, daß der Staat nicht da ist. Genauer ausgedrückt: es scheint mir die wirtschaftliche Entwicklung

Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert, insonderheit wiederum sofern es sich um den raschen ökonomischen Aufschwung handelt, ihre Begründung zum Teil in der Tatsache zu finden, daß sich ein machtvolles Staatswesen, das seinen Angehörigen Rückhalt und Selbstbewußtsein verschafft, erst während des letzten Drittels des Jahrhunderts entwickelt hat. Gerade wie das deutsche Volk die schönsten Blüten seiner geistigen Kultur, die wertvollsten Seiten seines Nationalcharakters der jahrhundertelangen Staatenlosigkeit verdankt: so auch zum großen Teil die Eigenschaften, die es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu einem der mächtigsten und reichsten Wirtschaftsgebiete der Erde gemacht haben.

Zu diesen rechne ich in erster Linie die Anpassungsfähigkeit, durch die wir uns vor allem unsere Stellung auf dem Weltmarkte erobert haben, die uns aber auch in der Entwicklung unserer nationalen Volkswirtschaft von vielfach großem Nutzen gewesen ist. Weil wir keinen Staat hatten, der uns mit Stolz zu erfüllen vermocht hätte, weil das „civis germanus sum“ mit dem Stigma der Lächerlichkeit behaftet war, lernten wir Demut und Bescheidenheit, lernten wir Verständnis und Empfänglichkeit für fremde Eigenart, waren wir ohne Mühe bereit, die eigene Art den Bedürfnissen anderer anzupassen. Ich weiß nicht, ob die Sprachen anderer großer Völker auch so reich an Denksprüchen sind, die zur Bescheidenheit und Unterwürfigkeit mahnen, wie die unsrige?

„Gebückt, gebückt mit dem Hut in der Hand,
kommt man bequem durchs ganze Land.“
„Schick dich in die Welt hinein,
denn dein Kopf ist viel zu klein,
daß sich schick' die Welt hinein.“ –

Ich erinnere mich, daß diese und ähnliche Lehren und Weisungen die Grundstimmung abgaben, auf die die Erziehungskunst meines Vaters abgestimmt war.

Heute mögen wir uns empören über solchen Sklavensinn; aber vergessen sollen wir nicht, daß er uns in wirtschaftlicher Hinsicht viel genützt hat. Wenn wir jetzt die Engländer auf dem Weltmarkte, ja sogar im eigenen Lande, aus dem Felde schlagen, so ist daran nicht zuletzt jene Unterwürfigkeit schuld, die uns zur Aufgabe unserer Eigenart brachte, während der Engländer immer nur bestrebt gewesen ist, seine Art den andern aufzuzwingen. Solange er der übermächtige Ältestgeborene unter den Europäern war, glückte ihm das meist. Jetzt muß er erfahren, wie wir ihm durch unsere größere Anpassungsfähigkeit an Wünsche und Eigenarten fremder Nationen das Wasser abgraben. Blondel hat in seinem lesenswerten Buche über den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands eine Reihe von Fällen zusammengestellt, in denen jenes Talent der Deutschen, dem Bedarf eines fremden Volkes sich besser zu akkommodieren, deutlich zum Ausdruck kommt. Beispiel: In Brasilien kauft man nicht gern Waren, an denen etwas Schwarzes ist. Die Engländer exportieren in dieses Land vorzügliche Nähnadeln, aber sie waren verpackt in schwarzes Papier. Sächsische Fabrikanten erhalten von der Marotte der Brasilianer Kunde, schicken viel schlechtere Nähnadeln hinüber, aber verpacken sie in rosa Papier und erobern auf diese Weise den Markt. Oder: nach Trinidad lieferten die Engländer Schuhwerk; da die Eingeborenen jedoch Plattfüße haben, so paßten ihnen die englischen Fassons nicht. Die englischen Importeure bestanden trotzdem darauf, diese dort einzuführen. Da kamen die Deutschen und beeilten sich, möglichst den Fußformen der Einheimischen konformes Schuhzeug zu liefern, und bald verkauften die Engländer keine Socke mehr nach drüben. Gewiß handelt es sich in allen diesen Fällen um Kleinigkeiten; aber sie scheinen mir trotzdem außerordentlich lehrreich durch ihre symptomatische Bedeutung.

Aber die Staatenlosigkeit hat uns noch mehr Vorteile verschafft. Nicht nur daß sie in uns jene Leichtigkeit, anderer Wünsche zu befriedigen, jenen Mangel an Nationalstolz oder wenn man will Nationaldünkel erzeugte: sie zwang uns auch dazu, unsere Energie stärker anzuspannen, unsere ökonomischen Talente kräftiger zu entfalten. Die hohe Schule war wieder der Weltmarkt. Eine Nation, die im Auslande eine kraftvolle Vertretung hat, wird diese leicht dazu benutzen können, ihre Kaufleute mit dem Nachdruck, den die brutale Gewalt verleiht, bei fremden Völkern einzuführen. Zumal wenn sie sich im Besitze ausgedehnter Kolonien befindet, so kann sie für den Bezug ausländischer Waren ebenso wie für den Vertrieb der eigenen meist andere Empfehlungsmittel ins Feld führen als die rein wirtschaftliche Überlegenheit. Während die Kaufleute und Industriellen eines Volkes, denen diese äußere ökonomische Unterstützung nicht zuteil wird, allein durch Anspannung ihrer ökonomischen Kräfte sich einen „Platz an der Sonne" zu verschaffen vermögen. Ich glaube, es ist kein Paradoxon, wenn man sagt: das große englische Kolonialreich habe dazu gedient, die englischen Unternehmer bequem und – einseitig zu machen. Das rächt sich jetzt. Während uns prachtvolle Resultate jetzt jene Energie zeitigt, die wir notgedrungen im Konkurrenzkampfe mit den politisch mächtigeren Nationen erzeugen mußten, ehe wir ein kraftvoll im Ausland vertretenes Reich waren. Daß uns heute des Reiches Macht und Ansehen Vorteile gewähren, die uns jene in der Zeit der politischen Zersplitterung angesammelten wirtschaftlichen Kräfte mit noch größerem Erfolge ausnutzen lassen, steht mit jener Tatsache in keinerlei Widerspruch.

Und nun noch ein Letztes, was mir hierher zu gehören scheint.

Die Eigenart unseres Volkstums ist nicht zum wenigsten bestimmt durch die innerpolitische Verfassung, in

der sich die deutsche Nation heute befindet. Wir sind noch heute ein halb absolut regiertes Land. Es gibt bei uns zumal für die bürgerlichen Kreise noch immer nicht das, was konstitutionelle Länder haben: eine politische Laufbahn. Dadurch ist, soviel ich sehe, abermals ein für das Wirtschaftsleben günstiger Effekt erzielt worden. Es findet nämlich bei uns nicht wie in andern Ländern eine starke Ablenkung leistungsfähiger Elemente durch die Politik statt. Weder werden die reichen Leute bürgerlicher Herkunft in irgendwie beträchtlichem Maße dem Wirtschaftsleben entfremdet dadurch, daß sie sich der Politik widmen, noch, was besonders wichtig ist, die talentvollen Persönlichkeiten. Letztere bleiben also frei, ihre Fähigkeiten als Direktoren, Ingenieure, Chemiker usw. in den Dienst des Wirtschaftslebens zu stellen. Ich glaube bestimmt, so wenig sich so etwas ziffermäßig nachweisen läßt, daß beispielsweise in Frankreich und Italien eine andere Verteilung der geistigen Elite zwischen Wirtschaft und Politik stattfindet als bei uns. Dort wird sicher ein großer Teil der Intelligenzen durch die politische Karriere absorbiert, der in Deutschland der Industrie und dem Handel nutzbar gemacht wird. Mag nun auch dieser Umstand für den ökonomischen Gesamterfolg nicht allzu schwer ins Gewicht fallen: erwähnen mußte ich ihn der Vollständigkeit halber doch.

VII. Das Recht.

Ich beginne dieses Kapitel mit einer Warnung: man möchte sich davor hüten, wie es fast immer geschieht, den Einfluß zu überschätzen, den Gesetzgebung und Verwaltung auf das Wirtschaftsleben auszuüben imstande sind und speziell im neunzehnten Jahrhundert ausgeübt haben.

Wenden wir dieses kritische Verfahren auf die deutschen Verhältnisse an während des neunzehnten Jahrhunderts, so scheinen mir zwei Reihen von Maßnahmen hervorzuragen, die von wahrhaft grundlegender Bedeutung, von einschneidender Wirkung auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse gewesen sind. Die eine davon ist die Beseitigung der Binnenzollschranken durch die Begründung des Zollvereins. Die andere Reihe von Maßnahmen, die ich im Sinne habe, wird unter der Bezeichnung der Agrarreform zusammengefaßt und betrifft die Herauslösung der einzelnen ländlichen Wirtschaft aus dem alten Guts- oder Dorfverbande.

Was die Schaffung eines großen deutschen Wirtschaftsgebiets für die Ausgestaltung unserer Volkswirtschaft bedeuten mußte, liegt auf der Hand. Friedrich List verglich die Binnenzollschranken mit Bändern, die die einzelnen Glieder eines lebendigen Organismus umschnürten und die freie Blutzirkulation hemmten. Das Bild ist sehr glücklich gewählt. Denn in der Tat kam die Beseitigung jener Schranken der Herstellung normaler Lebensbedingungen für einen Organismus gleich. Es wurde nun erst in weiterem Umfange möglich, nachdem ein entsprechend großer Markt gesichert war, die territoriale und berufliche Differenzierung der einzelnen wirtschaftlichen Funktionen durchzuführen. Das bedeutet aber natürlich eine mächtige Förderung aller Lebenskräfte des wirtschaftlichen Körpers, bedeutet die Möglichkeit zur Durchführung großer kapitalistischer Organisationen auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und des Verkehrs. Nun erst waren die Bedingungen für eine großzügige Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens geschaffen, was wiederum auch auf die gesamte Auffassung von den Aufgaben wirtschaftlicher Tätigkeit seine belebende, aufrüttelnde Wirkung ausüben mußte.

So einfach und leichtverständlich die eben geschilderte Maßregel: Herstellung eines einheitlichen deutschen Verkehrsgebiets durch Aufhebung der Binnenzollschranken erscheint, so verschlungen ist jener andere Komplex legislativer und administrativer Maßnahmen, dessen ich eingangs Erwähnung tat: die sogenannte Agrarreform. Wollte ich diese auch nur in den Grundzügen darstellen und nur für die wichtigsten deutschen Bundesstaaten (denn in jedem einzelnen nimmt das Reformwerk naturgemäß einen verschiedenen Verlauf, insofern die „einschlägigen" Gesetze und Verordnungen ein anderes Datum tragen, bald in Paragraphen, bald in Artikel eingeteilt sind, und was dergleichen Abweichungen mehr sein können), so müßte ich ein eigenes Buch schreiben, das nicht einmal den Vorzug hätte, kurzweilig zu sein. Aber Gott sei Dank ist wiederum einmal für das Verständnis der großen, prinzipiellen wirtschaftlichen Zusammenhänge (und darum ist uns doch hier allein zu tun) eine eingehende Kenntnis jener Dinge eher nachteilig als förderſam. Der Leser weiß deshalb vollkommen genügend Bescheid und vermag zu erkennen, um was es sich im Grunde handelt, wenn ich ihm einen kurzen Abriß der einzelnen in Frage kommenden Maßregeln gebe und dazu in diskreter Weise einige Hauptgesetzesdaten mitteile.

Üblicher- und füglicherweise unterscheidet man innerhalb der sogenannten Agrarreformen zwei Gruppen von Maßnahmen; die eine faßt man unter dem Namen der Regulierungs- oder Ablösungsgesetzgebung zusammen, während man die andere als Landeskulturgesetzgebung bezeichnet.

Abgelöst werden die Lasten und Abgaben, die aus der Grundherrlichkeit oder dem Lehnsverbande her auf den einzelnen namentlich bäuerlichen Besitzungen ruhten, Abgaben in Naturalien oder in Geld. Abgelöst werden sodann, was uns hier vornehmlich interessiert, die Dienste

oder Fronden, zu denen die bäuerlichen Wirtschaften, wie wir sahen, dank ihrer Gutsuntertänigkeit verpflichtet waren. Gleichzeitig werden die Bauern aus diesem guts- oder erbuntertänigen Verhältnis befreit, sie hören auf, „schollenpflichtig“ zu sein, und erhalten das Recht der Freizügigkeit, weshalb man auch von dem „Befreiungswerke“ spricht. Die Ablösung erfolgte nur in seltenen Fällen ohne Entgelt, meist ließen sich die „berechtigten“ Grund- oder Gutsherren recht ansehnliche Entschädigungen, sei es in Geld, sei es in Getreide oder Land, dafür zahlen, daß sie den Bauern die Freiheit zurückgaben, die diesen ihre Vorfahren vor ein paar hundert Jahren „ohne Entgelt“ geraubt hatten. Der bedeutsamste Effekt, der durch diese sogenannte Regulierungsgesetzgebung erzielt wurde, war die Schaffung eines neuen Arbeitsverhältnisses auf den großen Gütern: an Stelle unfreier, fronpflichtiger Bauern treten rechtlich freie Lohnarbeiter, über die in der großen Ausgabe dieses Buches noch mehr zu erfahren ist.

Ganz andere Ziele waren der *Landeskulturgesetzgebung* gesteckt worden. Sie sollte auch ein „Befreiungswerk“ vollbringen, aber nicht die Befreiung der Bauern von grund- oder gutsherrlichen Lasten bewirken, sondern die Befreiung aller ländlichen Wirtschaften, der bäuerlichen wie der Gutswirtschaften aus dem Dorfverbande, in dem wir sie im Anfang des Jahrhunderts noch eingegliedert fanden. Um dieses Ziel zu erreichen, mußte zweierlei geleistet werden: erstens mußten alle Gemeineigentumsverhältnisse gelöst, zweitens mußten die einzelnen Äcker aus der Gemengelage, die den Flurzwang im Gefolge hatte, genommen und zu besser arrondierten Komplexen „zusammengelegt“ werden. Gemeineigentumsverhältnisse bestanden, wie wir uns erinnern, an Weide und Wald, den sogenannten Almenden. Diese wurden jetzt, wenigstens in vielen Gegenden Deutschlands, namentlich in Norddeutschland, „aufgeteilt“, d. h.

den Anteilsberechtigten wurden die entsprechenden Quoten des Gemeindebesitzes zu Privateigentum überliefert; wo nur Nutzungsrechte bestanden, wurden diese ebenfalls abgelöst, also daß ein möglichst unbelastetes, „reines“ Eigentumsverhältnis für jeden einzelnen Besitzer sich ergab.

Auch auf anderen Gebieten des Verkehrswesens brachte erst die politische Einigung Deutschlands die völlige Rechts- und Verwaltungseinheit, wohlgemerkt: sofern diese, was in mehrfacher Hinsicht der Fall, nicht auch heute noch auf sich warten läßt. Was für die P o s t die Frankfurter Reichsverfassung vorgesehen hatte: der Zentralgewalt die Oberaufsicht über das Postwesen und die Befugnis zuzuerkennen, das deutsche Postwesen für Rechnung des Reichs vorbehaltlich der Berechtigten zu übernehmen, ging erst mit der Begründung des Norddeutschen Bundes bzw. des Deutschen Reichs in Erfüllung. Im Norddeutschen Bunde ist die Post vom 1. Januar 1868 ab als einheitliche Staatsverkehrsanstalt eingerichtet und verwaltet worden, während im Gebiet des Deutschen Reichs Bayern und Württemberg von der nachmaligen Reichspostverwaltung ausgeschlossen blieben. Doch hat diese Sonderstellung der beiden süddeutschen Staaten die Vereinheitlichung des Postwesens in den für den Verkehr entscheidenden Punkten des Tarifwesens und des Postrechts nicht hintanzuhalten vermocht. Durch das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reichs vom 28. Oktober 1871 ist für das ganze Reich ein die wichtigsten Verhältnisse der Post umfassendes einheitliches Postrecht und durch Gesetz vom 28. Oktober 1871 und die dazu ergangenen Novellen von 1873 und 1874 auf dem Gebiete des Posttaxwesens in den wesentlichen Punkten Einheitliches geschaffen worden.

Worauf ich nun noch mit ein paar Worten zu sprechen komme, betrifft die i n n e r l i c h e W a n d l u n g, die das R e c h t s s y s t e m während des neunzehnten Jahrhunderts erfahren hat. Denn offenbar hat allen

Neuerungen, wie sie Gesetzgebung und Verwaltung herbeigeführt haben, ein einheitlicher Gedanke zugrunde gelegen, der recht eigentlich das Leitmotiv der neueren Zeit geworden ist: der Gedanke der **„freien Konkurrenz“** oder einer wie man auch sagt *individualistischen Wirtschaftsordnung*. In der Tat: wenn wir von den paar großen Verkehrsinstituten, der Post und der Eisenbahn absehen, so ist geradezu die Mission des neunzehnten Jahrhunderts es gewesen, die Rechtsordnung so zu gestalten, *daß der Initiative des einzelnen Wirtschaftssubje tes möglichster Spielraum gelassen werde*. Das wenigstens ist der Grundzug, ist das Prinzip der Gesetzesreformen gewesen, die der Zeit ihren Stempel aufdrücken.

Das moderne Wirtschaftsrecht stellt, wie ich es an anderer Stelle ausgedrückt habe, ein *System individueller Freiheitsrechte* dar, womit gesagt sein soll, daß es die das willkürliche Verhalten, den freien Entschluß der einzelnen Wirtschaftssubjekte einengenden und beschränkenden Normen an die äußerste Peripherie der individuellen Interessensphäre gesetzt hat. Im wesentlichen können diese sich bis an die Grenzen ausdehnen, die das Strafrecht zieht. In dieser Anerkennung eines umfassenden Selbstbestimmungsrechts der Wirtschaftssubjekte liegen nun im einzelnen folgende „Freiheitsrechte“ eingeschlossen:

1. *Die Freiheit des Erwerbes*; auch als „*Gewerbefreiheit*“ im engeren Sinne bezeichnet. Jedermann darf grundsätzlich frei darüber entscheiden, wie, wo, wann er seine wirtschaftliche Tätigkeit ausüben wolle. Den strikten Gegensatz zu diesem Zustande bildet das System des Gewerbemonopols, die Zunftordnung, die mittelalterliche Gesetzgebung über das Stapel-, Straßen-, Meilen-, Vorkaufsrecht usw.

2. Die Freiheit kontraktlicher Vereinbarung, auch als *Vertragsfreiheit* bezeichnet. Sie besagt, daß jedes Wirtschaftssubjekt in freier Willenseinigung mit einem

andern die Bedingungen der Überlassung von Gütern oder Diensten selbstherrisch festsetzen kann. Dieses Freiheitsrecht enthält somit die Gewährleistung des freien Kaufs und Verkaufs, des freien Miet-, Pacht-, Leihvertrages, sowie vor allem auch des freien Lohnvertrages. Den Gegensatz bilden: Taxordnungen, Beschränkungen in der Zahl von Hilfspersonen, die ein Arbeitgeber beschäftigen darf, Erbuntertänigkeit usw.

3. Die Freiheit des Eigentums, sei es an Konsumtionsgütern, sei es an Produktionsmitteln, sei es an Mobilien, sei es an Immobilien. Den schroffsten Gegensatz würde eine sozialistische Wirtschaftsordnung bilden; aber auch die vorkapitalistische Rechtsordnung mit ihrer „Bindung“ des Eigentums, der Anerkenntnis einer „Amtsqualität“ des Eigentums fußte auf einer grundsätzlich verschiedenen Basis. Die Freiheit des Eigentums enthält aber im einzelnen folgende Freiheitsrechte:

a) die Freiheit der Verwendung des Eigentums, die dem Eigentümer einer Sache die Ermächtigung gibt, diese so zu nützen, wie es seinen Wünschen entspricht; das Eigentum ist mit keinerlei Pflichten belastet. Das bedeutet also im Leben vor allem, daß der Eigentümer einer Sache diese nach Belieben als Konsumtionsgut oder als Produktionsmittel anwenden kann: daß ein Grundbesitzer sein Land als Park oder Rennplatz oder Jagdrevier statt als Ackerland verwenden darf, daß der Inhaber von städtischem Bauterrain nicht gezwungen werden kann, seinen Grundbesitz der Bebauung zu überlassen usw.;

b) die Freiheit der Veräußerung;

c) die Freiheit der Verschuldung.

Diese beiden Freiheitsrechte sind von besonderer Bedeutung, wie wir sehen werden, für die Entwicklung des Immobilieneigentums geworden.

4. Die Freiheit der Vererbung. Die Verfügungsgewalt des Eigentümers erstreckt sich über seinen Tod

hinaus: damit wird die Kontinuität der Individualinteressen gewährleistet, die höchstpersönliche Natur der Rechtsordnung recht eigentlich erst zum vollen Ausdruck gebracht, die dann ihre letzte Weihe erhält durch

5. den Schutz der „wohlerworbenen“ Privatrechte immerdar. Hiermit wird das Reich der individuellen Wirtschaftsinteressen gleichsam verewigt: dem persönlichen Interesse wird die Unsterblichkeit zugesichert; die Überlegenheit des Einzelwillens über den Willen der Gesamtheit ist endgültig anerkannt.

Es ist bekannt, daß von den Grundsätzen dieses „individualistischen“, „liberalen“ oder wie sonst immer benannten freiwirtschaftlichen Systems schon ein beträchtlicher Teil in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts namentlich auf dem Gebiete des Arbeitsrechts außer Geltung gekommen ist. Diese Beobachtung darf uns aber nicht hindern, zunächst einmal den prinzipiellen Gedankeninhalt des neuen Wirtschaftsrechts in seiner Reinheit zu erfassen. Nur dann gewinnen wir den klaren Blick für das, was Reaktion oder Weiterbildung ist.

VIII. Die Technik.

Das ist ein großes Kapitel, das wir heute beginnen, ein ebenso reizvolles wie schwieriges Thema: die Darstellung der technischen Errungenschaften, oder gleich in richtiger Abgrenzung: des Entwicklungsganges der ökonomischen Technik im neunzehnten Jahrhundert und ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschafstleben. Denn wenn man auch nicht so weit zu gehen braucht wie manche Schriftsteller, namentlich natürlich die Vertreter der technischen Wissenschaften, die ohne weiteres technische und wirtschaftliche Entwicklung gleichsetzen, so wird man doch

nicht verkennen dürfen, daß die ökonomische Revolution, die sich während des vergangenen Jahrhunderts vollzogen hat, nicht zuletzt technischen Veränderungen ihr Dasein verdankt. Und man braucht kein blinder Verherrlicher des technischen Fortschritts zu sein, kann sehr wohl einsehen, daß Technik und innere Kultur oder gar Menschenglück nur wenig miteinander zu tun haben, daß die Menschheit inmitten unermeßlicher technischer Leistungen in völlige Barbarei zurücksinken und in ihren einzelnen Individuen elender denn je sein kann: bewundern wird man die gewaltigen Leistungen immer müssen, die der Menschengeist in unserm Jahrhundert auf technischem Gebiete vollbracht hat. Es ist unerhört in der Weltgeschichte. Niemals ist auch nur annähernd in gleicher Zeit die Herrschaft des Menschen über die äußere Natur dermaßen erweitert worden; niemals, soviel wir wissen, sind in so wenigen Menschenaltern die Grundlagen, auf denen das technische Vollbringen ruhte, so vollständig umgestürzt worden. Und wer irgendeine Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens in Europa während des neunzehnten Jahrhunderts, es sei welche es wolle, verstehen lernen will, wird seinen Geist mit Andacht versenken müssen in diese Welt von tausend und abertausend Erfindungen und Entdeckungen, aus denen die moderne Technik auferbaut ist.

IX. Die Banken.

Dem Wanderer, der durch die Straßen der Friedrichsstadt in Berlin aufmerksamen Blicks seine Schritte lenkt, wird eine Reihe mächtiger, ganze Viertel einnehmender Gebäude in die Augen fallen, die dort zumal in den letzten Jahrzehnten großen Festungen gleich empor-

gewachsen sind. Auf riesigen Quadern ruht der gewaltige Bau, zu dem breite Sandsteintreppen hinaufführen. Die Hallen glänzen in buntem Marmor und goldenen Verzierungen. Ganze Fluchten von Kontors füllen die Stockwerke, in deren Mitten elegante Sitzungssäle und vornehm ausgestattete Empfangsräume die Auserwählten aufnehmen. Auf den Korridoren begegnen sich die höchsten Würdenträger des Staates; aber sie haben in diesen Räumen nichts zu befehlen, in denen Könige antichambrieren, um sich den Entscheid über Leben oder Sterben zu holen. Das sind die neuen Mittelpunkte der Welt: Neu-Sanssouci, Neu-Versailles.

Die modernen Großbanken. Die Zwingburgen des Kapitalismus, der in ihnen nicht als altersschwacher Greis, sondern als machtstrotzender Jüngling für Generationen und aber Generationen die Herrschaft über uns alle angetreten hat, die wir arme Hascherln sind mit unsern paar Ideen und unsern paar „unpraktischen" Kenntnissen. Wer nun aber etwas aussagen wollte über den Gang des Wirtschaftslebens im neunzehnten Jahrhundert und später und würde nicht an den Anfang seiner Darstellung diese Gebilde stellen, in denen sich gleichsam der Geist der neuen Wirtschaft rein verkörpert, von allem vorkapitalistischem Beiwerk gereinigt, der dürfte von vornherein gezeigt haben, daß er von der Eigenart seiner Aufgabe wenig begriffen hat. Nicht nur, daß die Organisation des Kredits in den Banken reiner als irgendein anderes Gebiet des Wirtschaftslebens selbst von kapitalistischem Wesen ergriffen ist, so daß schon deshalb die Voranstellung gerechtfertigt erscheint: es sind auch die Vorgänge in den andern Sphären modernwirtschaftlicher Tätigkeit so sehr bedingt durch die Gestaltung der Kreditverhältnisse, daß deren Erörterung notwendig der Schilderung des Handels, des Gewerbes und der Landwirtschaft voraufgehen muß. Sie enthält

gleichsam das Allgemeine, das auf alle Einzelerscheinungen des Wirtschaftslebens, wie sie im Warenumsatz und in der Warenproduktion zutage treten, als auf die besonderen Teile gleichermaßen Bezug hat. Der Kreditverkehr in den modernen Banken ist Regulator und Gradmesser des Wirtschaftslebens zugleich. Und in den Bureaus der großen Bankhäuser fällt nicht nur der Entscheid über Krieg und Frieden, über Freundschaft und Feindschaft großer Reiche, sondern auch am letzten Ende über das Schicksal des kleinen Krämers an der polnischen Grenze so gut wie über den Fortbestand des mächtigsten Hüttenwerkes.

X. Die Eisenbahnen (Verkehr).

Dasjenige Ereignis während des neunzehnten Jahrhunderts, das auf dem Gebiete des Verkehrswesens alle übrigen an Bedeutung weit überragt, ja das weit über unser Zeitalter hinaus seine revolutionäre Wirkung ausüben wird, das im Überblick über die Jahrtausende der Kulturentwicklung einen Markstein bildet, ist natürlich die Einbürgerung der Eisenbahn als allgemeines Verkehrsmittel. Die landläufige Wertung einer kulturellen Neuerung in ihrem Einfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens stimmt hier ausnahmsweise einmal mit dem wissenschaftlichen Urteil überein. Freilich wird gemeinhin auch die Bedeutung der Eisenbahnen in ganz anderer Richtung gesucht, als sie zu finden ist – ich habe über die vielen schiefen Auffassungen, die von den Wirkungen der Eisenbahnen verbreitet sind, in meinem Kapitalismus öfters gesprochen – aber darin hat die Menge doch recht, daß die Eisenbahnen in der Tat von erheblichem Einfluß auf den gesamten Verlauf des Wirtschaftslebens in den letzten Menschenaltern gewesen sind. Wir

werden deshalb in diesem Kapitel ihnen auch füglich zuerst unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Nichts liegt mir ferner, als hier einen geschichtlichen Abriß von der Entstehung der Entwicklung der deutschen Eisenbahnen zu geben. In der Kürze, wie das geschehen müßte, würde es qualvoll langweilig sein. Zudem findet der Leser in jedem besseren Geschichtswerk darüber den gewünschten Aufschluß. Sie enthalten fast alle mindestens ein paar der Anekdoten, die sich an die Genesis der Eisenbahnen knüpfen: von den Leuten, die den Eisenbahnreisenden Gehirnkrankheiten infolge der raschen Bewegung prophezeiten; von dem Postmeister Nagler, der von einer Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam nichts wissen wollte, weil er schon seinen Postwagen nicht regelmäßig voll bekäme; von der Behinderung des Betriebes durch die Kuh, die sich auf das Geleise verirren würde und dergleichen mehr; auch erzählen sie alle in bewunderndem Tone von den Bemühungen weitblickender Männer wie Friedrich List und Friedrich Harkort um den Bau der ersten Bahnen, und berichten mitleidig von dem Widerstand, den Borniertheit und Interessiertheit dem entgegenstellten.

Die erste Eisenbahn wurde 1835 zwischen Nürnberg und Fürth dem Verkehr übergeben. Die Linien, die dann zunächst in rascher Folge erbaut wurden, sind diese:

1838	Berlin-Potsdam.
	Braunschweig-Wolfenbüttel
1839	Leipzig-Dresden.
1840	Leipzig-Magdeburg.
	München-Augsburg.
	Frankfurt-Mainz.
	Mannheim-Heidelberg.
1841	Berlin-Anhalt.
	Düsseldorf-Elberfeld.
	Köln-Aachen.

Dann folgt die Anlage der großen, durchgehenden Linien, die die Hauptstädte des Landes und die Peripherie mit dem Zentrum verbinden: in Preußen der Bau fast aller von Berlin ausgehenden Hauptlinien. Diese zweite Epoche, die Periode des Skelettbaues reicht etwa bis in die Mitte der 1860er Jahre. In der dritten Epoche, die namentlich durch die 1870er Jahre gebildet wird, gelangt das System der Vollbahnen in seinen Hauptzügen zur Vollendung: Periode des Ausbaus, die schließlich in diejenige der Verästelung ausmündet, in der wir uns noch befinden. Diese letzte Epoche wird damit endigen, daß vor jedes Haus eine Eisenbahn führt. Dazu verhilft vor allem auch die Entwicklung eines Sekundär-, Tertiär- usw. Bahnbaus, eines Systems von Schmalspurbahnen mit einem Wort. Dessen Anfänge fallen zusammen mit dem Beginn der Periode der Verästelung der Vollbahnen: 1880—81 gab es in Deutschland erst 192,8 km Kleinbahnen, 1890 schon über 1000 km, 1900 bereits 1800 km und 1910 über 2000 (2178,5). Einer immer weiter schreitenden Verfeinerung des Netzes kommt die zunehmende Verwendung der Elektrizität als treibender Kraft zugute.

Auch über die deutsche Eisenbahngeographie ließe sich kurzweilig plaudern. Ich muß mich jedoch mit dem Hinweis auf zwei Tatsachen begnügen, die mir für die deutschen Verhältnisse charakteristisch zu sein scheinen. Das ist zunächst die starke Dezentralisation des deutschen Eisenbahnwesens, oder besser ausgedrückt: die Vielheit von Mittelpunkten des Eisenbahnverkehrs, wie sie kaum ein zweites Land besitzt. Hannover, Köln, Frankfurt a. M., Leipzig, München sind fast ebenso bedeutsame Knotenpunkte wie Berlin, während beispielsweise Frankreich, daß das andere Extrem darstellt, im Grunde nur einen einzigen Knotenpunkt hat: Paris. Ursache natürlich Deutschlands politische Vergangenheit. Sodann aber weist

wohl kaum ein anderes Kulturland so große Unterschiede in der Dichtigkeit seines Eisenbahnnetzes von Provinz zu Provinz auf wie Deutschland. Zwischen den ostelbischen Landesteilen und den Provinzen Westfalen oder Rheinland oder dem Staate Sachsen sind die Abstände ungeheuer. Auf je 1000 km Grundfläche hatten (1910) Ostpreußen 75,2, Westpreußen 87,3, Pommern 75,5, dagegen Westfalen 162,1, Rheinland 161,2, der Staat Sachsen 177,4 km vollspurige Eisenbahnen, während der Reichsdurchschnitt 109,1 km betrug. Grund einleuchtend.

Was nun aber den Nationalökonomen, der sich in das Problem der Eisenbahnen versenkt, immer wieder zum Nachsinnen anregen wird, ist die Frage: wie war es denn überhaupt möglich, daß in der kurzen Spanne Zeit von zwei Menschenaltern so etwas unglaublich Riesenhaftes entstehen konnte wie das Eisenbahnsystem in einem modernen Kulturstaat. Als *größte produktive Tat* nicht nur des neunzehnten Jahrhunderts, sondern, wie mir scheint, aller Geschichte sollten die Eisenbahnen immer in erster Linie gewürdigt werden. Machen wir uns einen Augenblick klar, was sie an Arbeitsleistung darstellen!

Die deutschen Eisenbahnen haben bis zum Schlusse des Jahres 1910 rund 17 Milliarden Mark gekostet. Rechnen wir davon auf Arbeitslohn auch nur drei Viertel, so ergäbe das einen Betrag von 12–13 Milliarden Mark. Nehmen wir einen Jahresverdienst von 5–600 Mark im Durchschnitt an (was sehr hoch gegriffen ist, angesichts der Tatsache, daß der Bau der Eisenbahnen bis in die 1830er Jahre zurückreicht), so würden wir auf eine Arbeitsleistung von rund 25 Millionen Arbeitsjahren oder etwa $7^1/_2$ Milliarde Arbeitstagen kommen. Es hätte also eine Million Arbeitssklaven 25 Jahre lang, 100000 Sklaven hätten $2^1/_2$ Jahrhundert zu bauen gehabt. Auf die geschichtliche Zeit berechnet: in den 70 Arbeitsjahren sind jährlich 100 Millionen Arbeitstage

auf den Bau von Eisenbahnen verwandt worden, eine drittel Million Menschen hat Jahr für Jahr nichts getan als Eisenbahnen gebaut oder hergestellt, was zum Eisenbahnbetrieb gehört: Bahnhöfe, rollendes Material usw. Das setzt einen sehr hohen Produktivitätsgrad der nationalen Arbeit voraus, der sich selbst wiederum nur erklärt aus der beständigen Produktivitätssteigerung, die die Eisenbahnen selbst im Gefolge hatten. Diesen Gedanken: daß die Eisenbahnen sich selbst erbaut haben, hat zuerst Ernst Engel ausgesprochen. Er wird noch einleuchtender, wenn wir das Problem des Eisenbahnbaus unter sozialem Gesichtspunkte (statt wie eben unter naturalem) ins Auge fassen, d. h. uns vergegenwärtigen, in welcher Wirtschaftsform diese gewaltige Entfaltung produktiver Kräfte stattgefunden hat.

Die Eisenbahnen, auch in Deutschland, sind ein Werk des Kapitalismus. Er hat zu ihrer Erbauung den Anstoß gegeben – die Staaten waren auffallend zurückhaltend – er hat die ersten Jahrzehnte hindurch die Ausgestaltung und Festigung des neuen Verkehrsmittels sich angelegen sein lassen, bis dann der Staat sich in das vom privaten Kapital bereitete Nest hat setzen können. Die erste Staatseisenbahn in Preußen wurde 1843 erbaut, als bereits 866,6 km Privatbahnen bestanden. Dann hat zwar das Staatsbahnsystem sich ununterbrochen weiter ausgedehnt, aber bis in die 1870er Jahre hinein lag der Schwerpunkt doch (in Preußen wie in den übrigen Bundesstaaten) bei den Privatbahnen. Namentlich die Periode des Ausbaus des Vollbahnnetzes — von 1865–1875 – wird vornehmlich von der privaten Initiative beherrscht. In diesem Zeitraum stieg die Kilometerzahl der Staatsbahnen in Preußen von 3101,8 auf 4390,3, also um 41 %, diejenige der Privatbahnen jedoch von 6148 auf 12486, also um 103 %. Ende der 1870er Jahre setzt dann, wie bekannt, die Verstaat-

lichungsbewegung ein, so daß 1910 nur noch etwa 6 % der deutschen Bahnen Privatbahnen sind.

Machen wir uns nun klar, um welche gewaltigen Geldsummen es sich handelte, die für den Ausbau des Eisenbahnnetzes aufgebracht werden mußten. v. Reden nimmt an, daß das Baukapital der preußischen Bahnen bis 1851 bereits 149,9 Millionen Taler, also fast eine halbe Milliarde Mark betragen habe; für ganz Deutschland können wir ruhig 800 Millionen Mark veranschlagen. Bis Mitte der 1860er Jahre war (nach dem Statistischen Handbuch) das Anlagekapital der preußischen Staatsbahnen auf 111,7 Millionen Taler, dasjenige der Privatbahnen auf 357,3 Millionen Taler gestiegen, zusammen also auf rund 1400 Millionen Mark, dasjenige der gesamten deutschen Bahnen also auf zwei bis drei Milliarden Mark. Für das Jahr 1870 berechnet die Reichsstatistik „das zur Anlage und Ausrüstung der Bahnen verwendete Anlagekapital“ auf rund vier Milliarden Mark. Dann kommt das für die Entwicklung der deutschen Eisenbahnen wichtigste Jahrzehnt, in dem das Anlagekapital um rund fünf Milliarden Mark sich vermehrt.

Auf welchem Wege sind diese stattlichen Beträge beschafft worden? Formell entweder unter Zuhilfenahme der Kapitalvereinigung in der Aktiengesellschaft oder mittels Anleihen. Die Aktiengesellschaft erfährt durch die Eisenbahnen erst recht ihre Ausbildung. Aber materiell?

Was die ursprünglichen Fonds anbelangt, so darf man wohl annehmen (ich weiß nicht, ob genauere Angaben darüber vorliegen), daß es ausländisches Kapital zum großen Teile ist, durch das die deutschen Eisenbahnen ins Leben gerufen wurden. Seit Mitte des Jahrhunderts tritt dann, wie wir wissen, zu verschiedenen Malen eine rasche Vermehrung der Geldvermögen ein, die dem Eisenbahnbau zugute kommt. Insbesondere die be-

deutende Zunahme der Eisenbahnen während der 1870er Jahre ist wohl im wesentlichen als eine Wirkung des „Milliardensegens“ anzusehen: man kann sagen, daß uns Frankreich als Kriegsentschädigung unser Vollbahnnetz ausgebaut hat. Aber diese gelegentliche Vermehrung der Geldvermögen durch äußere Einflüsse genügt doch noch nicht zur Erklärung. Wir müssen vielmehr noch in Betracht ziehen, daß während der ganzen zweiten Hälfte des Jahrhunderts dank der fortschreitenden Produktivität gerade auch wieder infolge der Eisenbahnen eine Überkapitalisation in steigendem Maße erfolgt ist, aus deren Beträgen die nötigen Anlagekapitalien beschafft werden konnten. Das ist es, was Engel meint, wenn er den Nachweis zu führen versucht, daß aus einem Fonds von 1 Million Mark in 40 Jahren 1070 km Eisenbahnen erbaut werden konnten. Dabei rücksichtigt er nur auf die Profite, die das in den Eisenbahnen selbst angelegte Kapital erbracht hat. Diese waren allerdings in zahlreichen Fällen sehr beträchtlich. Die besseren Linien gaben jahrelang Dividenden von 15—20 % und selbst der Durchschnitt der Verzinsung belief sich beispielsweise im Jahre 1865 bei den preußischen Bahnen auf $6^1/_4$ %.

Die zweite Bedingung, an die die kapitalistische Durchführung so großer Werke geknüpft ist: die Bereitstellung besitzloser Menschenmassen als Arbeitermaterial wurde nun aber ebenfalls dank der beträchtlichen Zunahme der Bevölkerung während des zweiten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts (wodurch dasjenige entstand, was ich die Überschußbevölkerung nenne) und der gleichzeitigen Vernichtung zahlreicher überkommener Erwerbsmöglichkeiten auf dem Lande (wodurch eine Zuschußbevölkerung in größerem Umfange heranwuchs). Doch sind das zu verwickelte Zusammenhänge, als daß ich ihre Klarlegung hier vorzunehmen wagen möchte. Wer sich für diese

Feinheiten der wirtschaftlichen Entwicklung interessiert, sei auf die Lektüre meines Kapitalismus verwiesen.

Dasselbe gilt von der Industrie. Montan- und Maschinenindustrie verdanken ihren Aufschwung im wesentlichen den Eisenbahnen. Als diese in Deutschland ihren Einzug hielten, geschah es noch auf den Krücken der englischen Industrie. Für den Anfang der 1840er Jahre gibt Freiherr von Reden in seinem bekannten Quellenwerke über die deutschen Bahnen eine genaue Übersicht über die Herkunft der in Deutschland fahrenden Lokomotiven. Das waren im ganzen 245 Stück. Davon stammten 166 aus England, 12 aus Belgien, 29 aus Nordamerika und nur 38, also noch nicht der sechste Teil, aus Deutschland. Diese Abhängigkeit vom Ausland wird bei dem übrigen Eisenbahnbedarf dieselbe gewesen sein.

Was nun das Transportwesen betrifft, so wird man, denke ich, vor allem die ungeheure Steigerung des Krafteffekts und damit der quantitativen Leistungsfähigkeit, der Kapazität, in Rücksicht ziehen müssen, die sich mit der zunehmenden Verbreitung der Eisenbahnen und der gleichzeitig zunehmenden Intensität des Betriebes eingestellt haben. Es ist, mit anderen Worten, zunächst die Menge von Gütern und Personen, die durch das neue Verkehrsmittel herumgekarrt werden können, was den Unterschied gegen früher ausmacht.

Um sich diesen soi disant-Fortschritt ziffernmäßig vor Augen zu führen, gibt es verschiedene Methoden. Man kann zum Beispiel die Warenmasse vergleichen, die ein Frachtwagen laden kann (das waren in der letzten Zeit des Frachtfuhrwesens nach den Schätzungen von Redens bei einem Vierspänner im Höchstfalle 100–120 Zentner), mit den Gütermengen, die eine Lokomotive fortzubewegen vermag. Das war im Anfang des Eisenbahnwesens die Ladung eines Güterzuges von 40 Wagen zu je 2 t

(40 Zentner) Ladefähigkeit, also 80 t (1600 Zentner), heute ist es diejenige eines Zuges von 100 Wagen zu je 10 t, also 1000 t (20000 Zentner).

Oder man kann die absoluten Ziffern der beförderten Mengen von Gütern oder Personen aus der Zeit vor Beginn der Eisenbahnära den heutigen Zahlen gegenüberstellen. So wurden beispielsweise (nach Reden) im Königreich Preußen im Jahre 1831 etwa 500000 Personen mit der Post befördert, im Gebiete des heutigen Deutschen Reichs also vielleicht 1 Million; am Schlusse des Jahrhunderts dagegen fuhr eine mehr als anderthalb tausendmal so große Menge auf den Eisenbahnen in Deutschland herum (die Zahl der beförderten Personen betrug im Jahre: 1910 1541000000, 1900 erst 848092000).

Und diese würde doch nur erst die Menge der beförderten Güter erreichen; müßte hingegen in einem andern Punkte notwendig immer hinter der Leistung der Dampfpferde zurückbleiben: in bezug auf die Schnelligkeit. Diese ist selbst für den Güterverkehr durch die Eisenbahnen selbstverständlich beträchtlich gesteigert. Huber hat die Lieferzeiten für einige von Friedrichshafen am Bodensee ausgehende Strecken, wie sie im Jahre 1841, also zur Zeit des höchstentwickelten Frachtverkehrs, galten, zusammengestellt (in seinem schon genannten Buche über die Entstehung des modernen Verkehrs). Sie betrugen (Tage) bis Mannheim und Mainz 6, Hamburg 16, Leipzig 10, Mailand 10, Genua 15, Livorno 24, Zürich 4. Heute sind sie auf die Hälfte oder ein Drittel der Zeit abgekürzt. Aber das Moment der Schnelligkeit spielt natürlich eine viel wichtigere Rolle im Personenverkehr. Man möge die Reisedauer der Postfahrten vergleichen, die ich im ersten Kapitel mitgeteilt habe, mit der bekannten Fahrtdauer der Schnellzüge auf denselben Strecken, um den Abstand zwischen damals und heute sich vor Augen zu führen.

Und mit zunehmender Schnelligkeit wurde (was außerordentlich wichtig namentlich für den Gütertransport ist, wie wir bereits bei der Besprechung des Handels selbst wahrzunehmen Gelegenheit hatten), der Verkehr immer exakter. Selbst die Eildiligenzen der guten, alten Zeit fuhren so rasch, wie es der Fahrplan angab, und „so Gott will“. Heute beträgt die Zahl der Verspätungen auf den deutschen Bahnen noch nicht 1 %.

Endlich ist die Beförderung durch die Eisenbahnen auch billiger als diejenige durch die Post oder den Frachtwagen.

Viel bedeutsamer, weil viel beträchtlicher, ist nun aber die durch die Eisenbahnen bewirkte Verbilligung des Gütertransports.

XI. Die deutsche Volkswirtschaft und der Weltmarkt.

Wenn ich die Wandlung, die das neunzehnte Jahrhundert für Deutschland in seinem Verhältnis zu den fremden Wirtschaftsgebieten gebracht hat, in einem Schlagworte zusammenfassen wollte, so würde ich etwa sagen: Deutschland ist in diesen hundert Jahren aus einem Ausfuhrlande ein Einfuhrland geworden. Mit dieser Formel ersetze ich die übliche Wendung: es sei aus einem Agrarstaate ein Industriestaat geworden. Ich könnte auch sagen: Deutschland habe sich aus einem Bodenlande in ein Arbeitsland, aus einem Naturlande in ein Kunstland verwandelt. Aber die Hauptsache bleibt ja doch, daß ich erkläre, was ich im Sinne habe.

Unter einem Ausfuhrlande verstehe ich ein Land, das den gesamten eigenen Bedarf an Nahrungsmitteln

und Produktionsmitteln durch Eigenerzeugung deckt und darüber hinaus einen Teil seiner aus eigenen Mitteln gewonnenen Erzeugnisse fremden Ländern abgibt. In physiokratischer Ausdrucksweise würde dies lauten: ein Land, das einen Teil seines Produit net exportiert. Fürchtete ich nicht mißverstanden und des Abfalls von dem allein seligmachenden Glauben aller wissenschaftlichen Nationalökonomen (deren Bekenntnis lautet: „ich glaube that the annual labour of every nation is the fund which usw.") geziehen zu werden, so könnte ich auch sagen: ein Ausfuhrland ist dasjenige, welches Teile seines Bodenertrages gegen andere Bodenerträge oder gegen Arbeit – kürzer: welches Boden gegen Boden, oder Boden gegen Arbeit – tauscht, welches aber sein Saldo immer mit Boden begleicht. Dabei ist es gleichgültig, ob es die Erträgnisse des eigenen Bodens selbst noch weiter verarbeitet und etwa in Form von Fabrikaten ausführt (dann kauft es mit Boden + Zusatzarbeit ein): wenn nur die Bodenerzeugnisse das Plus in den Aktiven ergeben.

In einem solchen Zustande befand sich nun Deutschland vor hundert und noch vor siebzig Jahren. Deutschland sandte die Überschüsse seines Bodens teils in unverarbeitetem Zustande ins Ausland: in Form von Getreide, Wolle, Holz, Borke, Flachs; teils verarbeitet in Form von Holzwaren, in Wollwaren und Leinenwaren. Diese beiden Industrien, die Wollindustrie und die Leinenindustrie, die seit alters her (namentlich die letztere), auch als sie noch durchaus handwerksmäßig betrieben wurden, doch schon Exportgewerbe waren, sind recht eigentlich bodenständige Industrien Deutschlands, die nur zur Entwickelung gelangten, weil sie eine bequemere Form zur Ausfuhr von Landeserzeugnissen darboten.

Es mag im Vorbeigehen bemerkt werden, daß immer dann, wenn sich ein besonders lebhaftes Exportbedürfnis

in einem Lande herausstellt, dieses von einer starken Tendenz zum Freihandel erfüllt wird. So begründeten die vorwaltenden Interessen des Exportagrarismus die freihändlerische Politik Preußens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die vorwaltenden Interessen des Exportindustrialismus aber leiteten die Freihandelsära der 1860er und 1870er Jahre ein. Sobald die Einfuhrinteressen die Oberhand gewinnen, schlägt die Stimmung um: die schutzzöllnerischen Bestrebungen gewinnen maßgebenden Einfluß. Das aber war für einzelne Industrien (Eisen- und Garnindustrie) in Deutschland die Sachlage um die Mitte des Jahrhunderts; für die überwiegende Mehrzahl aller agrarischen und industriellen Gewerbe aber ist es die Situation seit Ende der 1870er Jahre.

Deutlich vermögen wir wahrzunehmen, wie der Umschwung sich vollzog. Der Kapitalismus, und zwar in erster Linie der gewerbliche Kapitalismus, hat ihn bewirkt: wer anders sollte diese Gewalt im neunzehnten Jahrhundert besitzen, Staaten auf andere Grundlagen zu stellen, als auf denen sie jahrhundertelang geruht.

Schon seit einiger Zeit hatte es das Kapital für vorteilhaft erachtet, fremde Bodenerzeugnisse mit den einheimischen in Wettbewerb treten zu lassen, auch als diese noch beträchtliche Überschüsse lieferten: man schlug das Leinen und den Wollstoff durch das billigere Fabrikat aus Baumwolle aus dem Felde. Hier war der Grund der Einfuhr von Produktionsmitteln die Minderwertigkeit des neuen Konkurrenzstoffes gewesen. Die Baumwolle blieb aber doch eine Ausnahme.

Die grundsätzliche und allgemeine Neuordnung der Dinge nahm erst ihren Anfang, als unter dem Einflusse des gewerblichen Kapitalismus sich die Industrie immer weiter ausdehnte und mit ihren Folgeerscheinungen: Zunahme der Bevölkerung und Städtebildung behufs

Beschaffung der erforderlichen Produktionsmittel so hohe Anforderungen an die Erzeugnisse des vaterländischen Bodens stellte, daß sie entweder technisch oder doch wenigstens wirtschaftlich (zu annehmbaren Preisen) nicht mehr von der einheimischen Landwirtschaft befriedigt werden konnten. Der innere Markt sog zunächst alle Bodenüberschüsse auf, die ehedem ausgeführt worden waren. Bald aber genügten die Bodenerträge – trotz ihrer, wie wir gesehen haben, außergewöhnlich starken Vermehrung – nicht mehr, um den Bedarf der Industrie an Produktionsmitteln (wozu ich natürlich auch Getreide und Vieh rechne) zu decken.

Um den Folgen dieser mißlichen Knappheit zu entgehen, gab es zwei Auswege. Deutschland hat sie beide beschritten. Der eine führte unter die Erde im eigenen Lande, der andere auf die Böden fremder Länder.

Unter der Erde im eigenen Lande fanden die deutschen Produzenten Zementlager, Kalisalzlager, vor allem aber natürlich Kohlen- und Eisenerzlager. Verdrängung der organisierten Materie durch die unorganisierte lautet, wie wir wissen, die Losung, unter der ein großer Teil der modernen Industrie ihren Siegeslauf angetreten hat. Jeder eiserne Träger, jeder eiserne Mast machte einen Baum im heimischen Walde entbehrlich. Der künstliche Dünger ersetzte eine Menge Vieh, die Anilinfarben gaben die Ackerflächen, die ehedem mit Krapp oder Waid bestanden waren, zu anderer Verwendung frei.

Aber es ist einleuchtend, daß hierdurch nicht voller Ersatz für die knapper werdenden Bodenerzeugnisse geschaffen werden konnte. So mußte man denn den andern Ausweg beschreiten: man mußte die Ernten fremder Länder zu Hilfe nehmen, um sich die Elemente für die nationale Produktion zu verschaffen. Was Deutschland heute vom Auslande einführt, sind zu vier Fünftel Produktionsmittel, während noch im Jahre 1840 über

zwei Fünftel der Gesamteinfuhr aus genußreifen Gütern bestand, und zwar überwiegend Kolonialien und verwandten Genußgütern.

Sofern nun die eingeführten Produktionsmittel zur Erzeugung von Lebensmitteln dienen, oder auch genußreife Lebensmittel über die Grenze kommen, wird in wachsendem Maße die Möglichkeit geschaffen, die übrigen Produktionsmittel als Rohstoffe hereinzunehmen und den Produktionsprozeß von Anfang bis zu Ende nach Deutschland zu verlegen: das bedeutet die zunehmende Tendenz, Wolle, Baumwolle, Flachs, Hanf und Jute statt Garn, Häute statt Leder, Erz statt Roheisen einzuführen.

In der vorhin beliebten Ausdrucksweise heißt das: Deutschland tauscht immer weniger fremde Arbeit und immer mehr fremden Boden und fremde Bodenschätze ein. Es liefert Arbeit selbst genug, mehr als genug. **Was ihm fehlt ist Boden und immer wieder Boden, Boden der tropischen, vor allem aber Boden der gemäßigten Zone.**

Das scheint mir in der Tat die Pointe der ganzen Umwälzung zu sein, die das neunzehnte Jahrhundert für Deutschland gebracht hat. Am Anfang bot der Boden des Deutschen Reichs so viel Raum, daß neben dem eigenen Volke noch fremde Völker mit darauf stehen konnten. Am Schlusse sind die fremden Völker längst davon verdrängt (Deutschland führt allerdings auch jetzt noch Bodenerzeugnisse aus, aber doch eben längst nicht so viel wie es fremde einführt), die deutsche Nation hat aber selbst keinen Platz mehr und hat immer mehr Auslandsboden mit Beschlag belegen müssen. Anders ausgedrückt: vor hundert Jahren trug der deutsche Boden die deutsche Volkswirtschaft ganz und einige Teile fremder Volkswirtschaften außerdem, *heute ist das Fundamentum der deutschen Volkswirtschaft weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, tief in fremde Länder hinein ausgedehnt worden.*

Man weiß, daß die hierdurch gekennzeichneten Veränderungen (wenn auch vielfach in schiefer Beleuchtung) gerade in den letzten Jahren des scheidenden Jahrhunderts Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen sind, weil man sie in Zusammenhang mit den Problemen der Handelspolitik gebracht hat. Obwohl nun in diesem Buche jedes politische Räsonnement streng verpönt ist, so kann ich doch nicht umhin, an dieser Stelle wenigstens einige der zur Diskussion stehenden Tatsachenbestände der kritischen Sonde zu unterwerfen, selbstverständlich nur innerhalb des Rahmens, der der wissenschaftlichen Betrachtung gesteckt ist. Ich möchte vor allem dem Gedanken Ausdruck verleihen, daß es meines Erachtens eine geradezu abenteuerliche Vorstellung ist, zu glauben, ein Volk wie das deutsche sei noch der Erhaltung aus eigener (Boden-)Kraft fähig. Dabei bleibt ganz außer Betracht, ob es mehr oder weniger wünschenswert sei, daß ein Volk bodenständig bleibe oder nicht. Alle Diskussion des better or worse ist von vornherein mit dem Makel der Unwissenschaftlichkeit behaftet. Man muß sich deshalb auch sehr wohl hüten, in die wissenschaftliche Diskussion so gänzlich unbestimmte Begriffe wie kulturell entbehrliche oder unentbehrliche Dinge einzuführen. Absichtlich habe ich bisher nach Möglichkeit die Unterscheidung unserer Einfuhr nach den Kategorien „Nahrungsmittel“, „Rohstoffe für die Industrie“ usw. vermieden, weil dadurch, wie ich glaube, falsche Vorstellungen wachgerufen werden: als ob jene weniger entbehrliche Dinge seien als diese. Davon ist keine Rede: der Spinnstoff ist nicht „entbehrlicher“ als das Getreide. Beides sind zunächst Produktionsmittel, die einer Industrie ihr Dasein ermöglichen. Die aus ihnen erzeugten Genußgüter sind aber doch auch inkommensurabel, was ihre „Entbehrlichkeit“ anbetrifft: man kann doch nicht daran denken, die Menschen nur zu ernähren, sie aber nackt

gehen zu lassen ohne Wohnungen, ohne Geräte, in denen sie die Speisen kochen, mit denen, von denen sie essen. Schnurrige Vorstellung das: eine Herde nackter Menschen ohne alle Gebrauchsgüter außer dem Mehlbrei, den sie zu ihrer Lebensfristung gebrauchen. Wobei zu berücksichtigen bleibt, daß auch der Mehlbrei zu seiner Herstellung immerhin noch einiger Produktionsmittel benötigt, die möglicherweise aus dem Auslande stammen.

Ich will vielmehr nur an einigen Ziffern ersichtlich zu machen versuchen, in welchem Umfange die deutsche Volkswirtschaft telle qu'elle est auf ausländischem Boden ruht. Zu diesem Ziele führt, wie mich deucht, nicht der Weg, den einige Volkswirte vor mir eingeschlagen haben, nämlich die Berechnung des Wertes der eingeführten Bodenerzeugnisse und die Beziehung des Wertes auf den der einheimischen Bodenproduktion. Worauf es vielmehr ankommt, ist: eine Vorstellung zu gewinnen von der Bodenfläche, die zur Erzeugung der eingeführten Produkte über diejenige des Deutschen Reiches hinaus erforderlich ist. Denn es handelt sich ja gerade bei der Einfuhr vielfach um die Erzeugnisse sehr extensiver Anbauweisen.

Gemeinhin, wenn man die Frage aufwirft: was müßte die deutsche Landwirtschaft mehr liefern, um Deutschlands Volkswirtschaft wieder bodenständig zu machen, denkt man nur an die Erzeugung von Getreide und Vieh zur Ernährung. Da kommt man denn auf Ziffern wie höchstens ein Fünftel, was an Mehrertrag über die heutige Produktion hinaus bedurft würde. Das wäre ja allenfalls (und ist sogar sehr wahrscheinlich) durch Steigerung der Intensität des Anbaus leicht mehr zu erzeugen. Nun komme ich aber mit folgenden Erwägungen:

Um die mehreingeführten Roßhäute zu liefern, muß jährlich etwa eine Million Pferde das Leben lassen.

Da Deutschland vier Millionen Pferde besitzt, müßte etwa ein Viertel in jedem Jahre geschlachtet oder aber der Pferdebestand müßte vervierfacht werden. Gehen wir nun zum lieben Rindvieh über, so wurde schon erwähnt, daß es sich um einige Prozente vermehren müßte, um das Defizit an Fleisch zu decken. Aber wo blieben die Häute? Nach der üblichen Annahme fällt jährlich etwa ein Achtel des Rindviehbestandes eines Landes wie Deutschland, alle Arten Rindvieh durcheinander gerechnet. Das ergäbe bei 20,6 Millionen Stück 2,8 Millionen Häute im Jahr. Man rechnet 4 auf den Zentner, das wären 700000 Zentner oder 35000 t. Die Mehreinfuhr ausländischer Kalbsfelle und Rindshäute beziffert sich aber (1910) auf rund 109000 t. Es müßte also der Rindviehbestand vervierfacht werden, um den inländischen Häutebedarf zu decken. Man denke: 60 Millionen Stück Rindvieh mehr, während die Zunahme von 1860–1907 fünf Millionen betragen hat! Und dann die kleinen Schafe! Deren weiden heute in Deutschland rund 7,7 Millionen. Sie geben – den Wollertrag des Schafes hoch zu durchschnittlich 2 kg gerechnet – 15500 t Wolle. Die Mehreinfuhr fremder Wolle betug im Jahre 1910 rund 183000 t. Das bedeutet, daß der heimische Schafbestand verdreizehnfacht werden, also auf 100 Millionen Schafe gebracht werden müßte, während zur Zeit, als das Schaf in Blüte stand, sicher nie mehr als 30 Millionen Wolltiere in Deutschlands Auen ihr Futter fanden. In ganz Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika gab es aber Ende des 19. Jahrhunderts (nach Juraschek) nur 256 Millionen Schafe und Ziegen. Wollte man auch die Baumwolle durch Wolle ersetzen, müßte abermals eine Verdreifachung des Schafbestandes eintreten: wir hätten dann 300 Millionen Schafe in Deutschland! Nun ist aber das ganz besonders Mißliche, daß die Landwirtschaft diesen und vielen anderen Verpflich-

tungen — Borsten, Klauen, Hörner usw. — zu liefern nur schwer nachkommen könnte, ohne andere zu vernachlässigen: das Fleischschwein hat gar keine Borsten, das Fleischschaf viel schlechtere Wolle, die Shorthorn-Rinder liefern keine Hörner usw.

Ob all das Federvieh, das in geradezu unglaublichen Mengen nach Deutschland hereinströmt, ob die drei Millionen Zentner (!) Eier, ob die fünf bis sechs Millionen Zentner Obst nebenbei gewonnen werden könnten, wenn man den Pferdebestand vervierfachte, den Rindviehbestand vervierfachte, den Schafbestand verdreizehnfachte, weiß ich nicht. Es muß aber jedenfalls in Rücksicht gezogen werden, daß der Hochwald auf das Doppelte der jetzigen Fläche, der Eichenschälwald auf die dreifache Fläche, die er in seiner Blütezeit (1840er Jahre) einnahm, ausgedehnt werden müßte, damit der Bedarf an Bau- und Nutzholz, sowie an Borke gedeckt werde, den wir jetzt aus den Wäldern Österreich-Ungarns, Rußlands, Schwedens und Amerikas decken müssen. Verdoppelt man aber auch nur die Waldfläche, so nimmt man die Hälfte des Ackerlandes (26 Millionen ha) weg. Die andere Hälfte würde reichlich gebraucht werden, um Futter für den vergrößerten Viehbestand zu beschaffen. Dann bliebe für Getreideproduktion überhaupt kein Land übrig.

Und nun gälte es, erst noch etwa viel mehr Pflanzenspinnstoff (außer Baumwolle), Leinsaat, Raps, Rübsaat usw. dem Boden abzugewinnen als heute. Dazu wären mindestens noch einmal 250—300000 ha erforderlich, zwei Drittel des heute mit Rüben angebauten Areals. Von Seide, Wein oder gar tropischen Erzeugnissen gar nicht zu reden! In Summa: man wird nicht übertreiben, wenn man sagt, daß die deutsche Volkswirtschaft heute schon auf einer zwei- bis dreimal so großen Bodenfläche ruht, als sie das Deutsche Reich mit seinen Grenzen umspannt.

Ich denke: der Leser wird jetzt wissen, was es mit einem „Einfuhrlande“ für eine Bewandtnis hat.

Nun haben wir aber bisher immer nur eine Seite – für die frühere Zeit die Ausfuhr, für die Gegenwart die Einfuhr – in Betracht gezogen. Wie alles in der Welt hat aber auch der auswärtige Handel zwei Seiten. Wie steht es mit den jeweils zweiten Seiten?

Für ein Ausfuhrland, wie es Deutschland während der ersten Hälfte des Jahrhunderts war, bietet die Herstellung einer vernünftigen Handelsbilanz keinerlei Schwierigkeiten: das Prius ist die Ausfuhr, es entsteht also für die Nation ein Aktivsaldo. Dies kann sie nach Belieben zur Schatzbildung verwenden, oder zum Ankauf irgend welcher appetitlicher Luxusgegenstände, wenn sie nicht etwa (was ja meist der Fall ist) Schuldzinsen an Nachbarstaaten zu entrichten hat. Ausfuhrländer haben meist aktive Handelsbilanzen. Viel problematischer gestaltet sich die Frage der Handelsbilanz für ein Einfuhrland. Dieses hat Bedarf an Güterzufuhr, es muß also darauf sinnen, wie es sich diese verschafft. Die bequemste Form der Beschaffung ist die Tributerhebung: man legt diesem Lande die Lieferung von soundsoviel Wolle, jenem von soundsoviel Holz auf usw. Doch ist diese unverhüllte Tributerhebung selbst bei Völkern, die Kolonien haben, wie man weiß, heute nicht mehr üblich. Sie war beispielsweise der Weg, auf dem sich Rom die Erträgnisse fremder Böden aneignete. Eine verschleierte Tributerhebung besteht aber auch heute; sie greift sogar immer weiter um sich. Sie erscheint in der Form des Bezuges von Kapitalprofit, Darlehnszinsen usw., zu dem die Hingabe von Wertsummen an fremde Völker berechtigt. Es ist wohl erst ein Ergebnis der ungeheuren Kapitalanhäufung der letzten Jahrzehnte, daß die Zinsen der in fremden Ländern angelegten Vermögen so beträchtliche Summen ergeben, um für die Handelsbilanz ins Gewicht zu fallen. Noch der

kenntnisreiche alte Rau (§ 420 seiner Grundsätze) denkt an diese Möglichkeit gar nicht. Er führt als ein Mittel, Waren ohne Gegenleistung in Waren oder Geld vom Auslande zu beziehen, vielmehr nur den Fall der Schuldaufnahme an: das borgende Volk kaufe von dem leihenden mehr Güter als es „außerdem" tun würde: es empfange also einen Teil der geliehenen Summe in der Form (unbezahlter) Waren. Heute (1910) wird man die Höhe des Kapitals, das Deutschland werbend im Auslande angelegt hat, auf 8–10 Milliarden Mark, die öffentlichen Schuldtitel auf deutschem Besitz 14–15 Milliarden Mark, veranschlagen dürfen. Das ergäbe 22–25 Milliarden Mark, von denen Deutschland die Zinsen (also in Höhe von etwa 1–1 $^{1}/_{4}$ Milliarden Mark) vom Auslande bezieht. Um diesen Betrag kann es unentgeltlich Waren einführen. Aber es ist erst ein Achtel seines gesamten Einfuhrbedarfes. So muß es für sieben Achtel Gegenleistungen machen. Diese bestehen in Höhe von etwa $^{1}/_{4}$–$^{1}/_{2}$ Milliarde in Seetransportgewinnen, Einnahmen aus Reiseverkehr usw. Um den Rest der Einfuhr, also im Werte von rund 7 $^{1}/_{2}$ Milliarden Mark, sich zu verschaffen, bleibt ihm nichts anderes übrig, als selbst sich zur Warenlieferung an das Ausland, also zur Ausfuhr zu entschließen. Der Leser ersieht, daß in der Tat um den angegebenen Betrag Güter aus Deutschland versandt werden.

Die Pièce de résistance u n s e r e r A u s f u h r bilden heute Fabrikate höherer Ordnung, worunter ich solche verstehe, in denen ein großer Arbeitswert und ein geringer Bodenwert oder so gut wie gar kein Bodenwert (Erzeugnisse des Mineralreichs!) steckt: also Maschinen aller Art, Textilfertigfabrikate, Eisenwaren, Steinkohlen, Zucker (als Spezialität!): von diesen Erzeugnissen betrug (1910) der Wertanteil an der Gesamtausfuhr je mehr als 2 $^{0}/_{0}$. Deutschland bezahlt also – man darf getrost sagen, denn es kann gar nicht anders sein: in wachsendem Umfange –

fremden Boden mit heimischer Arbeit, zum Teil auch noch mit den (unverarbeiteten) Überschüssen seiner unter der Erde ruhenden Schätze: Steinkohle!

Deutschlands Handel ist heute wesentlich Einfuhrhandel. Die Ausfuhr dient nur als Bezahlung. Der Einfuhrhandel aber verschafft uns erst die Möglichkeit, ein Volk, wie das deutsche, auf so winzigem Gebiet, wie dem Deutschen Reiche, überhaupt zu erhalten. Der Einfuhrhandel weitet den Bodenspielraum, auf dem wir stehen. Aber nicht nur mittels der fremden Bodenerzeugnisse, die er hereinbringt. Viel mehr noch, weil er allein es ist, der die Landwirtschaft in ihrer heutigen Gestalt möglich macht, vor allem eine verhältnismäßig schon so hohe Stufe intensiver Bodennutzung, also eine große Ertragsfähigkeit. Nur weil das Ausland alle die Erzeugnisse einer extensiveren Wirtschaft – Wolle, Häute, Borsten, Holz usw. – uns liefert, kann unsere Landwirtschaft sich der intensiveren Produktion unserer Nahrung widmen.

Mit der Zeit werden wir wohl dahin kommen, einzuführen ohne auszuführen (England bezieht heute schon die Hälfte der Einfuhrmengen vom Auslande unentgeltlich). Einstweilen bedürfen wir noch der Warenausfuhr, deren volkswirtschaftliche Funktion also wesentlich darin beruht, die Einfuhr zu ermöglichen. Ohne diese aber könnten wir vielleicht heute kaum die Hälfte unserer Bevölkerung als ein Kulturvolk erhalten. Ob das alles sehr vergnüglich ist, bleibe dahingestellt. Aber kommt es denn darauf an?

Wir müssen nun noch des immer häufigeren Falles gedenken, daß die Menschen ihr Heim wechseln, also: daß eine Veränderung der Wohnung innerhalb derselben Stadt, des Wohnortes innerhalb desselben Landes eintritt oder aber, daß das Land selber, in dem sie ihren Wohnort aufschlagen, mit einem andern vertauscht wird.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Ziffern der Umzüge sieht, die innerhalb unserer Großstädte Jahr für Jahr bewerkstelligt werden. In einer Stadt wie Breslau, von 400 000 Einwohnern, wechselt annähernd die Hälfte (1899 = 194 602) jährlich die Wohnung*).

Ziehen nun auch Hunderttausende von Leuten jährlich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, so weiß man doch, daß der Strom der deutschen *Binnenwanderung* seine Hauptquelle in den ländlichen Bezirken hat und sich dann in zwei Arme spaltet, deren einer sich in die Industriebezirke ergießt, während der andere in den Städten mündet, die natürlich ebenfalls größtenteils als Industriebezirke anzusehen sind.

Die eine Folge dieser Binnenwanderung ist das Anwachsen der Großstädte, die sich natürlich nicht aus eigener Kraft zu ihrer heutigen Größe entwickelt haben. Eine andere selbstverständliche Folge ist die Durcheinanderwürfelung der Bevölkerung innerhalb des Deutschen Reiches.

Eine starke Bewegung in die deutsche Bevölkerung bringt aber nicht nur dieser Domizilwechsel, sondern auch die *periodischen* Wanderungen, wie sie namentlich in der Form der sogenannten Sachsengängerei sich seit einer Reihe von Jahren regelmäßig in der Frühjahrs- und Herbstzeit abspielen. Schon seit altersher ist in verschiedenen Gegenden Deutschlands der wandernde landwirtschaftliche Saisonarbeiter eine bekannte Erscheinung, aber erst die Entwicklung der modernen Landwirtschaft hat ihn zu einer Massenerscheinung werden lassen. Da nun der Mittelpunkt der intensiven Landwirtschaft in Deutschland die Provinz Sachsen und die angrenzenden Landesteile sind, so war hier ein starker Anziehungs-

*) Seit dem Weltkriege haben sich infolge der Wohnungsnot und Zwangswirtschaft diese Verhältnisse vollständig geändert, und die Seßhaftigkeit ist wesentlich größer. (Anm. d. Herausg.)

punkt für überschüssige Bevölkerungsmassen anderer Gebiete mit weniger fortgeschrittener Landwirtschaft geschaffen. Diese Gebiete waren zunächst die östlichen Teile Deutschlands selbst und sind es heute zum Teil noch geblieben. Inzwischen ist aber (zumal seit dem Aufschwunge in der Industrie) der Arbeitermangel auf dem Lande allerorts so gewachsen, daß die deutschen Ostlinge den Bedarf der westlichen Provinzen nicht mehr zu decken vermögen. So sind denn ihnen nach und an ihre in den Ostprovinzen des Reichs freigewordene Stelle in wachsendem Umfange russische und galizische Wanderarbeiter herangezogen worden. Im Jahre 1890, als das Aushebungsgebiet für die Sachsengänger noch im wesentlichen die Provinzen Schlesien, Posen, Westpreußen, Brandenburg waren, schätzt Karl Kaerger ihre Zahl auf 100000. Jetzt sind es, einschließlich der nachschiebenden Fremdlinge, zwei- bis dreimalhunderttausend Menschen, die alljährlich ihre östliche Heimat verlassen, um in den westlicher gelegenen Gutswirtschaften ein paar Monate als Nomaden ihr Dasein zu fristen und gegen den Winter zu mit einer kleinen ersparten Summe zu den heimischen Penaten zurückzukehren. Eine Art Zugvögel.

Endlich haben wir noch einer letzten und nicht der geringsten Form des Ortswechsels Erwähnung zu tun: der *überseeischen Auswanderung*. Wir dürfen die Zahl der Deutschen, die während des neunzehnten Jahrhunderts aus ihrer Heimat ausgewandert sind, um sich jenseits des großen Wassers (meist, wie bekannt, in den Vereinigten Staaten von Amerika) eine neue Lebensstellung zu gründen, auf mindestens 5 Millionen veranschlagen. Davon entfällt ein reichliches Viertel (1,3 Millionen) allein auf das neunte Jahrzehnt (von 1881 bis 1890). Im Jahre 1881 erreicht die deutsche Auswanderung ihren Höhepunkt mit 220902 Personen, um dann seit Anfang und zumal seit Mitte der 1890er Jahre rasch

zu sinken. In den fünf Jahren von 1897 bis 1901 beträgt sie nur noch den zehnten Teil ihres Maximums (22 bis 24000), in dem Jahrzehnt von 1902–1911 schwankt sie zwischen 19883 (1908) und 36310 (1903).

Rechnet man aber alle diejenigen zusammen, die im neunzehnten Jahrhundert auf dem Wege der Binnenwanderung oder der Auswanderung ihren Wohnort verlegt haben, so wird man nicht in Zweifel sein können, daß in der Tat während dieser Zeit Deutschland eine Völkerbewegung, eine Bevölkerungsumschichtung, eine Völkerwanderung erlebt hat, mit der verglichen die Schiebungen der vergangenen Jahrhunderte, einschließlich derjenigen, die man die Jahrhunderte der Völkerwanderung schlechthin nennt, zu winzigen Ereignissen zusammenschrumpfen. Und nun noch dazu die Tausende von Millionen Reisender! Wahrhaftig: von der Vogelschau aus gesehen, gleicht heute das Deutsche Reich einem Ameisenhaufen, in den der Wanderer seinen Stock gestoßen hat.

XII. Über einige Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher und geistiger Kultur.

Wenn ich es im folgenden unternehme, von den Zusammenhängen zu reden, die zwischen den veränderten äußeren Lebensbedingungen des deutschen Volkes und seiner geistigen Kultur obwalten, so bedarf es wohl erst keiner besonderen Hervorhebung, daß es sich dabei lediglich um einige diskrete Andeutungen handeln kann, mehr um Hinweise, wo die Zusammenhänge zu suchen sind, maßen ja andernfalls eine Darstellung der geistigen Kultur selbst gegeben werden müßte, diese aber aus dem Rahmen dieses Buches herausfallen würde. Schade, aber es hilft nun einmal nichts. Auch das Dasein des

schriftstellernden Gelehrten setzt sich aus einer Summe schmerzlicher Verzichte zusammen. Was er am liebsten möchte, muß er sich gerade versagen. Ausdrücklich zu warnen wäre auch vor dem Mißverständnis, dem man so häufig begegnet: als sei der Nachweis eines Zusammenhanges zwischen wirtschaftlicher und geistiger Kultur gleichbedeutend mit einer Erklärung dieser. Wovon natürlich keine Rede ist.

Nun also: worauf ich zunächst die Aufmerksamkeit des Lesers lenken möchte, sind die greifbaren Wirkungen, die die Entstehung der Masse, dieses vornehmsten Wahrzeichens des Jahrhunderts, auch auf die geistige Kultur unseres Volkes ausgeübt hat. Die anschwellende Volksmenge und der zunehmende Reichtum haben zunächst eine *Verbreiterung der Kulturbasis* ermöglicht, wie sie in gleichem Umfange in keinem der früheren Jahrhunderte erreicht worden ist. Was man auch so ausdrücken kann: daß die extensive Kulturentwicklung in diesem Zeitraume von nie dagewesener Stärke war.

Dazu hat schon die beträchtliche *Vermehrung der Kulturspender* das Ihrige beigetragen, ich meine die Vermehrung derjenigen Leute, die sich für Gelehrte, Künstler, Dichter, Musiker halten und (weil sie nicht eine bürgerliche Nahrung zu ergreifen brauchen) der Welt die Erzeugnisse ihres Geistes zum besten geben. Es ist klar, daß nur der zunehmende Reichtum einer Nation es ermöglicht, ein wachsendes Heer von Nichtstuern zu ernähren. Zu Jesu Zeiten war Palästina so arm, daß jeder Gelehrte nebenbei ein Handwerk treiben mußte; auch die Mönche des früheren Mittelalters mußten Hand anlegen, um ihren Unterhalt wenigstens zum Teil selbst zu erwerben, und wer später nicht als Minnesänger von den Arbeitserträgen seiner Bauern leben konnte, mußte als Meistersänger Schuster sein. Das hemmt den Strom des geistigen Schaffens, und es ist klar, daß jemand

der nichts zu tun hat, mehr dichtet oder schriftstellert als jemand, der nebenbei einer nützlichen Beschäftigung obliegen muß.

Leider besitzen wir keine zuverlässige Statistik über die Zahl unserer Dichter, Musiker, Künstler und Schriftsteller, wenigstens keine, die einen Vergleich zwischen verschiedenen Zeitepochen zuließe. Aber die ungeheure Steigerung der literarischen und künstlerischen Produktion in unserem Jahrhundert vermögen wir doch an einer Reihe von Symptomen ziemlich genau zu ermessen.

Ob es eine Statistik der Beschickung von Kunstausstellungen gibt, weiß ich nicht. Aber ein Gang durch die „Große Berliner Kunstausstellung" genügt, um uns völlige Gewißheit darüber zu verschaffen, daß die Produktion an Werken der bildenden Kunst heute einen unvergleichlich viel größeren Umfang haben muß als vor hundert Jahren.

Was aber an Druckwerken erscheint, darüber belehren uns genau die bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zurückreichenden jährlichen Bücherlisten. Nach dem Codex nundinarius erschienen in Deutschland im Jahre 1801 nur 3900, 1811 3176, 1821 4375 Drucke. Im Jahre 1850 betrug ihre Zahl nach dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 9053. Und seitdem hat sich die Zahl noch einmal mehr als verdreifacht: im Jahre 1900 erschienen 24792, 1911 32998 neue Bücher. Wurde also vor hundert Jahren auf je etwa 8000 Einwohner ein selbständiges Werk in jedem Jahre neu gedruckt, so jetzt schon auf je etwa 2000. Damit aber nicht genug: offenbar ist die durchschnittliche Auflage der Bücher heute viel größer, als ehedem. Das vermögen wir daran zu erkennen, daß das Geschäft des Büchervertriebes (der Buchhandel) noch viel rascher sich ausgedehnt hat, als die Bücherschreiberei. Im Allgemeinen Adreßbuch für den deutschen Buchhandel von O. A. Schulz werden im Jahre 1839 an Buchhändlern jeder Art 1348, 1878 deren 3838, 1900 9360 aufgeführt,

während die Berufszählung von 1907 10284 a-Personen im Buchhandel aufweist. Das sind die Ziffern für die selbständigen Buchhändler. Nun können wir aber ferner feststellen, daß die einzelne Buchhandlung größer geworden ist: im preußischen Staat wurden (nach der Allg. Gewerbetabelle) 1840 im Buchhandel überhaupt beschäftigte Personen 1146 ermittelt, 1895 (ebenfalls im Kgr. Preußen alten Bestandes, nach der Berufszählung) dagegen 15341, 1907 beschäftigten die zirka 10000 selbständigen Buchhändler rund 56000 Hilfspersonen. Noch krasser tritt diese Vermehrung der Büchervertreiber natürlich in die Erscheinung, wenn man die großen Städte (diese „Entstehungsherde" der modernen Bildung) für sich in Betracht zieht. Hatte doch Berlin im Anfange des Jahrhunderts nur etwa 30 Buchhandlungen, jetzt fast 800. Und was für kleine Kabüschen mögen das zur Zeit, als die Nicolai und Konsorten sich hier das Material für ihre Aufklärung zusammensuchten, gewesen sein! Nehmen wir nun die durchschnittliche Auflage vor 100 Jahren mit 500, jetzt nur zu 1000 an, so würde damals für jeden 16., heute schon für jeden 2. Menschen jährlich ein Büchererexemplar hergestellt werden!

Daß sich die Bücher- – und zum Teil wohl auch daß sich die Bilder- – Produktion während der letzten hundert Jahre so mächtig entfaltet hat, müssen wir ganz gewiß auch dem Kapitalismus unmittelbar mit zugute halten. Seit der Bücher- und Bilderverlag für immer mehr Verleger ein Geschäft geworden ist, wie der Verlag von Hosennähterinnen und Spielzeugverfertigern, ist die ungebändigte Triebkraft des Gewinnstrebens den idealeren Strebungen zu Hilfe gekommen. Es scheint mir sogar, daß ein immer größerer Teil unserer Verlagswerke lediglich einem Geschäftsinteresse sein Dasein verdankt. Man braucht nur an die Konversationslexika, an die tausend Lieferungswerke oder an alle die Sammlungen zu denken, zu denen die Tatsache des Jahrhundertschlusses die Anregung geboten hat.

Aber es hieße nun den Umfang unserer modernen Bildung immer noch gering anschlagen, wollte man ihn lediglich an der gesteigerten Literatur- und Bilderproduktion messen. Bedenken müssen wir vielmehr, daß mit der Erzeugung auch auf vielen Gebieten die Verbilligung der Leistungen gleichen Schritt gehalten hat. Die 10-, 20-, 25-, 50-Pfennig-Kollektionen, die billigen Klassikerausgaben, legen dafür ebenso deutliches Zeugnis ab, wie die unausgesetzt während des verflossenen Jahrhunderts vervollkommneten und wohlfeiler gewordenen Wiedergaben von Bildwerken: Photographie, Photogravüre, Heliogravüre und wie sie alle heißen, werfen heute billige (und unter Umständen sogar gute) Wiedergaben jeglicher Natur- und Kunsterscheinung in die ärmste Hütte hinein.

Bedenken müssen wir dann vor allem, daß unser Jahrhundert neben der Massenproduktion auch die Methoden der Massenverbreitung von Bildung erst recht entwickelt hat. Wiederum hat der Kapitalismus als treibende Kraft tüchtig mitgeholfen: wo er konnte, hat er die Fabrikation von Bildung – preiswert! – in den Bereich seiner Tätigkeit gezogen. Daneben ist es die Masse (in Menschenform) selbst, die sich mit zunehmendem Wohlstande den Weg zur Bildung eröffnet und geschickt Stimmung für sich und ihre Interessen zu machen gewußt hat. Es wurden geradezu neue Formen für die Kollektivdarbietung von Bildung geschaffen, wie wir sie für die Darbietung von Gas-, Wasser-, Elektrizität- oder Transportleistungen bereits kennen gelernt haben. Man könnte sagen: das Omnibusprinzip sei in allen Gebieten unseres Kulturdaseins zur Anerkennung gelangt. Ich erinnere nur an einige der wichtigeren Erscheinungen: die Ausbreitung des Volksschulunterrichts: 1822 gab es im Königreich Preußen 20440 öffentliche Volksschulen mit 1427045 Schulkindern, 1911 dagegen 38684 Schulen mit 6572074 Kindern: während die Bevölkerung nur von 11,6 auf 40,2 Millionen

(1910) angewachsen ist. Und wieviel mehr Unterricht genießen diese Kinder! Die Zahl der Volksschullehrer (und Lehrerinnen) stieg in dem angegebenen Zeitraume rascher als die Zahl der Schüler: von 22230 auf 117164. Und was ist und leistet ein Volksschullehrer heute im Vergleich mit seinen Kollegen vor hundert Jahren, als man mit Vorliebe ausgediente Feldwebel mit dem Unterrichte der Dorfjugend betraute! Unterdessen sind das Hochschul- und Mittelschulwesen ebenfalls nicht zurückgegangen. Der preußische Etat für Unterricht und Kultus betrug 1850 etwa 10, 1867 etwa 15, 1901 145 und 1911 280 Millionen Mark. Das Universitätsstudium hat namentlich im letzten Menschenalter reißend um sich gegriffen. Und neben den Universitäten sind allerhand andere Hochschulen erwachsen. An den deutschen Universitäten studierten im Jahre 1830 15870, 1899 33000, 1911 68000 Personen. 1835 und 1875 kamen auf 100000 etwa 38 Studenten, 1880 schon 46, 1885 waren es 57, 1899 60 und 1911 über 100 geworden.

Und außer den Universitätsstudenten gab es (1911/12)

an den	Technischen Hochschulen	16187	Studierende
„ „	Bergakademien	730	„
„ „	Forstakademien	337	„
„ „	Landwirtschaftlichen Hochschulen .	1758	„
„ „	Tierärztlichen Hochschulen . . .	1329	„
„ „	Handelshochschulen	7535	„
„ „	Hochschulen für bildende Künste .	3174	„
„ „	Hochschulen für Musik	4584	„
		35634	Studierende.

Aber neben den regelmäßigen Unterrichtsveranstaltungen wächst immer mehr der Umfang der gelegentlichen Darbietungen von Wissensstoff: Vortragende reisen unausgesetzt von Ort zu Ort (eine Folge der verbesserten Transporttechnik!), um ihre Weisheit gegen billigen Entgelt abzulegen; die Hochschulprofessoren tragen in volks-

tümlichen Kursen die Bildung unter die Masse; Volksbibliotheken, öffentliche Lesehallen schießen in den größeren Städten wie Pilze aus der Erde; belehrende Sammlungen aller Art öffnen einem größeren Publikum ihre Pforten zur Verbreitung naturwissenschaftlicher, ethnologischer und anderer Kenntnisse. Zoologische Gärten gab es wohl vor hundert Jahren überhaupt nicht in Deutschland. Heute hat fast jede Großstadt einen.

Und beinahe hätte ich die Zeitung vergessen, die Tag für Tag „unter" und „über dem Strich" wahre Ströme von Bildung über das Volk ergießt. Es ist gar nicht zu sagen, was dieses Institut für die Verbreitung des Wissensstoffes aller Gebiete leistet. Und seine Entwicklung (endloses Papier seit 1799, Rotationspresse seit 1846, dazu Eisenbahn, Telegraphie, Telephonie!) fällt fast ganz in das neunzehnte Jahrhundert. Im Jahre 1824 gab es in Preußen erst 845 Zeitungen und mit gewiß welch winzigen Auflagen! 1869 waren es 2127 geworden. Die Zahl der im ganzen Deutschen Reiche beförderten Zeitungsnummern ist von 519798000 im Jahre 1885 binnen 15 Jahren auf 1431706000 im Jahre 1900 gestiegen und dann nochmals 1878283590 im Jahre 1910, zu denen (1910) noch 213670400 außergewöhnliche Zeitungsbeilagen kommen. Man denke, man denke! Die Zeitung sitzt heute im Volke, wie die Laus im Pelze.

Und mit der Verbreitung der Wissenschaft wetteifert die Ausstreuung der künstlerischen Gedanken. Auch die moderne Zeitung widmet sich ja höheren Kunstbestrebungen mit Vorliebe: das Feuilleton gilt für fast alle Verleger als wichtiges Attraktionsmittel zur Herbeiziehung von Abonnenten; so werden denn teure Redakteure angeworben, die eigens dazu da sind, den Lesern die Tagesrationen an Literatur, an Kunst- und Musikberichten zuzumessen. Die Illustration hilft nach. Und neben den Tageszeitungen die Unsumme von Kunst-, Musik- und

Literaturblättern, die wöchentlich oder monatlich erscheinen, und denen ebenfalls die vollendete Reproduktionstechnik ein immer glänzenderes Gepräge verleiht.

Und nun wieder die Kollektivdarbietungen, die „öffentliche“ Schaustellung, die immer mehr den Ton bestimmt. Das Museum, das Konzert, das Theater: sie bestanden wohl auch schon vor hundert Jahren, und namentlich das Theater spielte in dem Leben des literarischen Menschen eine vielleicht größere Rolle als heute. Aber was bedeuten die gelegentlich in den Städten auftauchenden Schauspielertruppen verglichen mit den ständigen Theatern, die heute fast in allen größeren Städten angetroffen werden? Auch hier hat unser Jahrhundert erst die Masse gebracht. Heute erst ist das Theater der rechte Literaturomnibus geworden. Das gilt aber gewiß in noch viel höherem Maße für das Konzert, den Musikomnibus und das öffentliche Museum, den Kunstomnibus. Vor hundert Jahren waren nur wenige Militärkapellen vorhanden, die hier und da (wie noch heute in Italien!) auf öffentlichen Plätzen ihre Weisen ertönen ließen. Und bei festlichen Gelegenheiten spielten die Stadtmusikanten. Musikmachen galt als etwas Intimes. Heute herrscht an allen Orten die Konzertpest, könnte man sagen, wenn damit nicht ein abfälliges Urteil verbunden wäre. Konzerte früh, mittag und abend; schlechte, mittlere und gute; leichte und schwere; drinnen und draußen. Erwerbstätige Personen, die sich mit Musikmachen, Theaterspielen und Veranstaltung sonstiger Schaustellungen ihr Brot verdienen, gab es 1882 in Deutschland 46508, ihre Zahl ist bis 1895 auf 65565, also um 41%, bis 1907 nochmals auf 90699, also um 38% gestiegen, während die Bevölkerung nur um 14% und 20% sich vermehrte. Ob Deutschland vor hundert Jahren schon ein öffentliches Bilder- oder Skulpturenmuseum hatte, weiß ich nicht. Bedeutend war es gewiß nicht. Heute gilt auch hier die Devise: Omnibus!

Wird man aber Zusammenhänge suchen dürfen zwischen den durch die neue Wirtschaft veränderten Lebensbedingungen der Menschheit und dem inneren Wesen der neuen Kultur?

Es liegt nahe, auch hier den Einfluß zu verfolgen, den die zur Herrschaft über das Individuum sich durchringende Masse als solche geübt hat. Man vergleiche etwa die „Wahlverwandtschaften“ mit „Germinal“, um zu verstehen, was ich meine. Oder „Wallenstein“ und die „Weber“. Dort die unumschränkt waltende Einzelpersönlichkeit, die nur dem Schicksal unterworfen ist; hier die in Empfinden und Handeln zu einem Ganzen zusammengeschlossene Gesamtpersönlichkeit, in der das Individuum nur noch ein von allen andern abhängiges Glied bildet: die soziale Klasse als Held! Man erinnert sich auch der modernen Geschichtsauffassung, die ebenfalls an Stelle von Einzelpersonen Massen zu Trägern des geschichtlichen Prozesses gemacht hat. Man denkt unwillkürlich daran, daß es dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten war, zum entscheidenden Siege zwei Forschungsmethoden zu führen, in denen recht eigentlich die Massenhaftigkeit zum obersten Prinzip erhoben ist: die induktive und die statistische Methode. Es ist beiden Verfahrungsweisen eigentümlich, daß sie uns die Erkenntnis durch die Menge vermitteln wollen; daß sie uns zwingen wollen, etwas für wirklich zu halten, weil es in großer Masse auftritt. Gerade wie die Demokratie auf der Einbildung beruht, daß etwas gut oder richtig sei, weil es viele oder die meisten wollen. Gedanken, die man beliebig weiter spinnen kann.

Man darf ihnen auch nicht entgegenhalten, daß es keineswegs die Gesamtheit der Kulturträger sei, die in der bezeichneten Richtung ihre Leistungen entfalten. Man wird doch sagen dürfen, daß es typische und unsere Zeit kennzeichnende Erscheinungen sind, auf die ich eben hier hinwies. Und daß Reaktionsbewegungen, wie die an den

Namen Nietzsche sich anknüpfende, einstweilen nur beweisen, daß das Gegenteil von dem, was sie erstreben, die Grundstimmung der Zeit bildet.

Aber ich möchte hier meinen Gedanken eine ganz andere Richtung geben. Ich möchte den eigentlich bedeutsamen Einfluß der wirtschaftlichen Umwälzungen auf unser Geistesleben vielmehr in dem Siege erblicken – nicht, den die Masse über das Individuum, sondern – den über Masse und Individuum gleichermaßen, also über den lebendigen Menschen der tote Stoff davongetragen hat, mit dem das verflossene Jahrhundert, wie wir sahen, die Kulturländer in so reichem Maße überschüttet hat. Was wir selbst erst mit so viel Aufwand von Geist und Kraft aus uns heraus geschaffen haben, zwingt uns bedingungslos, wie es scheint, unter seine Herrschaft. Also daß wir mit einer kleinen Variante auf unsere Zeit den Spruch anwenden können: Am Ende hängen wir doch ab von Sachen, die wir selber machten.

Wir sind „reich" geworden, haben wir gesehen: so reich an Gütern dieser Welt, wie noch keine Zeit vor uns gewesen ist. Aber gerade dieser Reichtum ist es, der uns zum Sklaven unserer Bedürfnisse gemacht hat. Wuchsen die Fähigkeiten, unsern Bedarf an Sachgütern zu befriedigen, so ist dieser Bedarf selber immer um eine Nasenlänge den Mitteln zu seiner Befriedigung voraufgeeilt. Das Viel hat den Wunsch nach mehr geweckt. Und ein ungestilltes Sehnen nach äußeren Gütern zog in die Menschenherzen ein und füllt sie immer mehr ganz und gar aus. Eine hohe und bald eine übertriebene Wertung des Materiellen hat Platz gegriffen und in hoch und niedrig das Streben nach Besitz, das Jagen nach dem Genusse erzeugt. Denn es scheint ein psychologisches Gesetz zu sein, daß durch die Vermehrung der Sinnenreize, die uns die Nutzung der Sachgüter gewährt, eine Öde in unserm Innern entsteht, die wir zunächst (bis die große Umkehr kommt, die

in die Wüste führt!) durch Häufung jener Reize auszufüllen trachten. So erzeugt der Reichtum aus sich heraus jene Grundstimmung, die wir als materialistische zu bezeichnen uns gewöhnt haben. In der Fülle der Genußgüter, die um uns emporwachsen, finden die idealen Regungen des Herzens ihr natürliches Grab.

Mehr. Die Eigenart unserer Technik, die Eigenart unseres gesellschaftlichen Beieinanderwohnens in großen Steinschluchten und auf Hügeln von Stein, Glas und Eisen haben es mit sich gebracht, daß zwischen uns und der lebendigen Natur, da Gott den Menschen schuf hinein, sich ein Berg von toten Stoffmassen aufgetürmt hat, der unserem Geistesleben recht eigentlich sein charakteristisches Gepräge verleiht. Es ist damit eine neue Kulturbasis geschaffen: das Steinpflaster; es ist daraus eine neue Kultur entstanden: die Asphaltkultur. Sie geht schon hinaus vor die Tore der Stadt. Sie breitet sich über die Felder aus, auf denen die intensive moderne Landwirtschaft betrieben wird – am Ende mit Feldbahnen und einem Netz elektrischer Drähte über der grünenden Saat. Sie dringt in die Wälder ein, in denen die rationelle Forstkultur die letzten Reste von Urwüchsigkeit verdrängt, bis schließlich die Masse, die Masse wiederum so anwächst, daß ganze große Waldgebiete mit Wegen und Ruheplätzchen, mit Warnungstafeln und Wegweisern, mit Kneipen und Bedürfnisanstalten bedacht, mit einem Worte: in einen „Volkspark" umgewandelt werden. Sie nistet sich mit jeder Fabrik, mit jeder Eisenbahn, mit jeder Telegraphenstange auch auf dem flachen Lande weiter ein. Aber einstweilen ist doch ihr Herrschaftsgebiet die Stadt, die große Stadt, die viele Menschen ihr ganzes Leben lang nicht mehr aus sich entläßt, die fast alle aber, die in ihr wohnen, in den Bann ihrer verführerischen Reize zieht. So wächst ein Geschlecht von Menschen heran, das sein Leben ohne rechte Fühlung mit der

lebendigen Natur verbringt; das die Sonne nicht mehr grüßt, das nicht mehr in den Sternenhimmel hineinträumt, das nicht mehr die Stimmen der Singvögel kennt und nicht die weiße Winternacht, wenn der Vollmond auf den Schneefeldern glitzert. Ein Geschlecht mit Taschenuhren, Regenschirmen, Gummischuhen und elektrischem Licht: ein künstliches Geschlecht. Ein Geschlecht, das in seiner Kindheit Frühling, Sommer, Herbst und Winter in der Schule im Anschauungsunterricht durchnimmt, ohne im späteren Leben von diesen Kenntnissen viel Gebrauch machen zu können. Denn auch die vier Wochen lang, während deren sich die Massen einmal im Jahre aus ihren Steinschluchten heraus „in die Sommerfrische" wälzen, treten sie mit der Natur kaum noch in eine innerliche Beziehung: sie empfinden (wenn sie feinere Naturen sind) ihre Reize, ihre eigene Schönheit mehr, viel mehr als die Landbewohner selbst; denn der sogenannte „Natursinn" ist ja recht eigentlich ein Erzeugnis der Städte; aber mit der Natur zu leben, haben sie verlernt. Und die große Mehrzahl verlangt auch während jener vier Wochen überhaupt nicht mehr nach Natur. Sie sind erst zufrieden, wenn sie auch draußen auf der Digue, an der Bergeslehne oder an den Ufern des Alpensees Asphalt unter ihren Füßen fühlen.

Ländliche Kulturen haben wohl die Philosophie, die Dichtung, die Musik geboren: die Kunst in ihrer hohen Vollendung nie. Soviel wir von der Menschheitsgeschichte wissen, haben nur städtische Kulturen die Blüte der bildenden Kunst getrieben. Erst in der Entfernung von der Natur, so scheint es, wird jene Freude am Sinnlichen, wird jene Fähigkeit zur Gestaltung erzeugt, die den Nährboden der bildenden Kunst abgibt. Solange die Menschen in Sinnlichkeit leben, inmitten der tausendfach lebendigen Natur, bauen sie viel eher mit ihren Gedanken sich eine unsinnliche Geisterwelt auf, eine Welt der

philosophischen oder dichterischen Ideale, zu der sie sich erheben. Erst wenn sie in die Städte kommen, aller Ursprünglichkeit bar werden, empfinden sie das Bedürfnis nach bildender Kunst, nach selbstgestalteter Sinnlichkeit. Es ist beides eine Art von Reaktion gegen das unmittelbar Gegebene, von Kontrasterscheinung. Denn gerade die bildende Kunst stellt sich als höchstes Ziel: die Wiedergabe der Natur, man könnte sagen: die Wiedereroberung der verlorenen Natur.

Damit beginnt denn nun eine ganz neue Kulturepoche: die Epoche der sinnlich-künstlerischen Kultur. Das leitende Prinzip der bildenden Kunst: die Anschaulichkeit wird zum herrschenden Kulturprinzip überhaupt. Das geistig-philosophisch-ästhetisch-literarische Wesen verschwindet, das ehedem nicht nur die geistigen, sondern auch die bildenden Künste beherrscht hatte. Ehedem – in Deutschland sicher noch vor hundert Jahren, trotz Goethe! – waren nicht nur Musik und Dichtung, sondern selbst die bildende Kunst sinnig gewesen; jetzt werden auch Musik und Dichtung sinnig.

Ein wesensanderes Schicksal hat unsere intellektuelle Kultur gehabt. Auch auf sie sind die ungeheuren Stoffmassen, die das verflossene Jahrhundert aufgetürmt hat, nicht ohne Einfluß geblieben. Aber während die lebendige Persönlichkeit in den Künsten von dem toten Stoffe, der sie zu erdrücken drohte, durch die schöne Gestaltung gleichsam sich zu befreien unternahm – als ein solches Befreiungswerk ist auch die Wiederbelebung des Kunstgewerbes in unserer Zeit anzusehen – hat in der Wissenschaft das Stoffliche immer mehr das Persönliche sich unterjocht. Sind die Künste in unserm Jahrhundert versinnlicht, so ist unterdessen, könnte man sagen, die Wissenschaft versachlicht. Von der Überwertung der quantitativen Forschungsmethoden, die die Naturwissenschaften ausschließlich beherrschen, war eben schon

die Rede. Dank dieser Hochschätzung der Menge auch im Gebiete der Erkenntnis ist nun aber im Laufe des Jahrhunderts eine solche Fülle an Wissensstoff zusammengetragen worden, daß unter ihm die Persönlichkeit des geistigen Arbeiters erstorben ist. Zu seiner Verarbeitung ist ganz nach dem Vorgange der Wirtschaft der arbeitsteilig-kooperative Betrieb in die Wissenschaft eingeführt worden, der (um den Vergleich zu Ende zu führen!) die eigenschaffenden Handwerker in Teilverrichtungen versehende Fabrikarbeiter verwandelt hat. Unsere hochentwickelte Technik hat aber zudem für viele Wissenszweige eine so vollkommene Ausrüstung mit sachlichen Produktionsfaktoren geschaffen, daß der wissenschaftliche Arbeiter von heute vielfach geradezu zum Maschinenarbeiter geworden ist. Daß es diesem Entwicklungsgange, den die Wissenschaft in unserm Jahrhundert genommen hat, vornehmlich zugute zu halten ist, wenn gerade wir Deutschen heute die Führung auf zahlreichen Wissensgebieten bekommen haben – es sind in der Tat meist solche Gebiete, auf denen der fabrikmäßig-maschinelle Betrieb die höchsten Erfolge verspricht: Geschichte, Philologie, Naturwissenschaften, Medizin –, wurde an anderer Stelle bereits gebührend gewürdigt.

Wo nun aber Massenhaftigkeit und Wechselhaftigkeit sich paaren, da wird der Einfluß ganz besonders deutlich, den die Neugestaltung unserer äußeren Lebensbedingungen auf Wesen und Art unseres kulturellen und individuellen Daseins ausgeübt hat.

Ich denke zunächst an die ziffermäßig schon gewürdigte Tatsache, daß die Wanderhaftigkeit unserer Gesellschaft deren Bestandteile in einer Weise durcheinandergewürfelt hat, wie es in keiner früheren Zeit auch nur annährend geschehen ist. In den neuen Kulturzentren, den Großstädten, insbesondere, dann aber auch in den Industriegegenden, ist ein buntes Gemisch der verschiedensten

Volksbestandteile entstanden, von dem man einstweilen noch nicht zu sagen vermag, was es an Rassentüchtigkeit leistet. So gar vielversprechend ist das Gemengsel, das die Vororte unserer großen Städte bevölkert, einstweilen noch nicht. Es hält auch nicht von ferne einen Vergleich aus mit der Bevölkerung in wohlhabend-bäuerlichen Gegenden. Und wer den krummbeinigen, bleichwangigen, rasselosen Nachwuchs auf den Sandhaufen der großstädtischen Spielplätze mustert, kann leicht auf den Gedanken kommen, daß auch auf dem Gebiete der Rassenbildung der Ersatz der Qualität durch die Quantität das eigentümliche Merkmal unserer Zeit sei. Aber ich wiederhole: wissenschaftlich begründete Aussagen über die ethnologischen Wirkungen des Durcheinanderheiratens in Deutschland lassen sich heute noch ebensowenig machen wie Feststellungen der Wirkungen, welche die Stadt als solche auf die Qualität der Rassen auszuüben imstande ist. Muß man doch immer die soziale Lage: die Ernährungsweise, die Wohnverhältnisse und Arbeitsbedingungen — also ganz variable Umstände — als wesentlich bestimmenden Faktor mit in Rechnung stellen.

Mit Sicherheit aber läßt sich eine andere, mehr psychologische Wirkung der örtlichen Neuschichtung, sowie der Wanderhaftigkeit unserer Bevölkerung nachweisen: das ist die Nivellierung der ehemals vorhandenen kulturellen Eigenarten des einzelnen Landesteils, äußerer wie innerer. Die lokalen Trachten, die Volkslieder, die bestimmten Sitten und Gebräuche einzelner Gegenden verschwinden immer mehr und machen den aus den Großstädten eingeführten Gewohnheiten Platz. Das großstädtische Konfektionshaus schreibt jetzt ebenso die Kleidermode auf dem Lande vor, wie der großstädtische Tingeltangel die Gassenhauer angibt, die in den Dorfstraßen gesungen werden. Eine weitgehende und allgemeine Neuformung des Denkens und Empfindens

über das ganze Reich hinweg hat Platz gegriffen. Daß in den Städten, die, wie wir wissen, einen immer größeren Teil der Bevölkerung in sich aufnehmen, eine Art von Durchschnittsmensch erwächst, ist selbstverständlich; aber auch in den Kreisen des Landvolks wird dieser Typus immer häufiger. An die Stelle des wurzelhaften, konkreten Ortsmenschen tritt mehr der wurzellose, abstrakte Allerweltsmensch.

Mit dieser Kennzeichnung ist aber auch schon angedeutet, worin denn nun die innere Eigenart des also vereinheitlichten Stadtmenschentypus besteht, wenn wir ihn mit dem homo sapiens quo ante in Vergleich stellen.

Eine Anzahl charakteristischer Züge des neuen Geschlechtes kennen wir schon, nämlich diejenigen, die aus der überragenden Bedeutung der Menschen- und Gütermasse sich ergeben. Hier gilt es, uns klar zu machen, welchen entscheidenden Einfluß auf die Neugestaltung der Volkspsyche die Paarung der Masse mit dem Wechsel auszuüben imstande ist.

Ich denke, man wird zunächst feststellen können, daß die Unbeständigkeit aller äußeren Lebensbedingungen auch im Innern die Menschen unstet, unruhig und hastend gemacht hat. Die stille Beschaulichkeit, die sichere, in sich ruhende Behaglichkeit der früheren Zeit sind verschwunden. Die Sorge um das Morgen, die Unsicherheit des Heute haben eine stete Anspannung aller Kräfte, eine unausgesetzte Aufmerksamkeit nötig gemacht. So ist der Schlendrian dem Tätigkeitsdrange gewichen; wo ehedem der Friede im Innern war, ist heute der Kampf. Dieser verschärfte Kampf ums Dasein aber hat das Geschlecht härter gemacht. Die weicheren Regungen des Herzens sind zurückgetreten, die Willensfunktionen stärker entwickelt.

Aus diesem verschärften Kampfe ums Dasein erklärt sich auch die Intensivisierung, das heißt die Beschleunigung

unserer Lebensführung: die Notwendigkeit, in einer gegebenen Zeit mehr Energie auszugeben, um eine höhere Nutzwirkung zu erzielen. Und dieses Intensitätsstreben erhält neue Nahrung aus dem massenhaften Einstürmen immer neuer Eindrücke auf unser Geistesleben, das in uns das Bedürfnis nach immer stärkeren Reizen mit Notwendigkeit weckt. So erzeugen Masse und Wechsel selbst wieder das Bedürfnis nach Masse und Wechsel, in denen sich das objektive wie das subjektive Dasein der modernen Kulturvölker zu erschöpfen scheint.

Aber das Hasten und Drängen unserer Zeit wird dann wieder bestimmend für andere wichtige Züge unseres Kulturlebens. Es nimmt uns die Muße zur intellektuellen und gemütlichen Vertiefung, und man wird nicht fehl gehen, wenn man behauptet, daß unser Geistesleben in dem Maße flacher geworden ist, wie es breiter wurde. Der rasche Wechsel massenhafter Eindrücke nimmt dem einzelnen die Möglichkeit, die individuelle Eigenart in gleicher Weise, wie ehedem, zur Geltung zu bringen, gegen die Außenwelt durchzusetzen. Wir haben keine Zeit mehr, gegen die auf uns einstürmenden Reize tief zu reagieren, den massenhaft auf uns eindringenden Stoff ganz zu verarbeiten. Das ist wohl die Erklärung für die Tatsache, daß unsere Zeit ärmer geworden ist an Originalen, an charakteristischen Persönlichkeiten.

Auch auf das Gebiet der kulturschaffenden Tätigkeit greifen diese Einflüsse hinüber. Der Künstler, der Schriftsteller: sie erhalten so tausendfache Eindrücke von außen her, sind so von Anregungen heimgesucht, daß auch sie immer schwerer ihre persönliche Eigenart zur Entfaltung zu bringen vermögen. Wenn es unserer reichen, glänzenden Zeit beispielsweise nicht gelingen will, einen eigenen Baustil zu entwickeln: hängt es nicht mit der Tatsache zusammen, daß ein Stil gar nicht mehr die Zeit hat, sich auszuwachsen . . . ?

Einer Frage möchte ich zum Schlusse noch Ausdruck verleihen, der Frage, die sicher vielen Lesern auf der Zunge schwebt: gibt es denn überhaupt eine gemeinsame Kulturbasis in dem Deutschland des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts? Sind die äußeren Lebensbedingungen, sind geistige Kultur und Seelenveranlagung nicht so wesensverschiedene bei dem ostelbischen Gutsbesitzer und dem großstädtischen Proletarier, bei dem armen Instensohn des östlichen Deutschlands und dem Bankier im Berliner Tiergartenviertel, daß man gar nicht das Recht hat, von einer und derselben Kultur zu reden? Die Frage ist gewiß naheliegend, und ich halte die in ihr gemachten Einwendungen zum Teil für berechtigt. Aber trotz aller Verschiedenheiten läßt sich doch gewiß nicht bestreiten, daß bestimmte Kennzeichen der Kultur für alle, oder fast alle, oder doch wenigstens sehr weite Kreise der Bevölkerung die gleichen sind. Und auf diese Gleichheit wollte ich in diesem Kapitel die Aufmerksamkeit des Lesers lenken

Anmerkungen.

Die fetten Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen, die mageren Ziffern die Zeilen, zu denen die Anmerkung gehört.

2. 20) Stubben = stehengebliebener Baumstumpf. – 35) G. Chr. Lichtenberg, 1742–1799, Physiker, Entdecker der Lichtenbergschen Figuren und Verfasser satirischer Schriften. Bekannt und gern gelesen sind heute noch seine ausgezeichneten „Aphorismen“. (Gute Auswahl bei Reclam und in der „Deutschen Bibliothek“.)

3. 1) Thurn und Taxis, altes reichsunmittelbares, aus der Lombardei stammendes Geschlecht. Franz von T. u. T. richtete die erste Post von Wien bis Brüssel ein. 1615 bekam die Familie das Erbpostmeisteramt, 1695 die Fürstenwürde. 1867 ging das letzte Postrecht an den preußischen Staat über. – 10) Ludwig Börne, eigentlich Löb Baruch, 1786 bis 1836, Dichter und politischer Schriftsteller, wird zu der Schule des „Jungen Deutschlands“ gerechnet. – 12) Mollusken = Weichtiere. – 13) Testazeen = schalentragende Weichtiere wie Schnecken und Muscheln.

4. 25) Ludwig Rellstab, 1799–1860, Musikkritiker und Romanschriftsteller. Am bekanntesten ist sein 1834 erschienener, noch heute gelesener, die Katastrophe der großen Armee Napoleons in Rußland darstellender Roman „1812“.

5. 31) Oktroiplackereien; von Oktroi (masc.) = städtische Verbrauchsabgabe auf Lebensmittel (indirekte Stadtsteuer).

6. 9) Friedrich List, geb. 1789, starb 1846 durch Selbstmord. Der von seinen deutschen Zeitgenossen verkannte, hervorragende Nationalökonom trat eifrig für die Zolleinignng und den Ausbau des Eisenbahnwesens in Deutschland ein und gehörte zu den Vorkämpfern der deutschen Einheit. Verkannt

und verfolgt gab er seine Professur in Tübingen auf und ging nach Amerika. – 10) Mautlinie. Maut (fem.) = Zoll. – 34) Numismatik = Münzkunde.

8. 23) vgl. Lenaus Gedicht „Der Postillon“, das sehr ergreifend die romantische Reisestimmung wiedergibt.

9. 9) Madame de Staël, berühmte franz. Schriftstellerin des 18. Jahrhunderts, bekannt durch ihre Schrift De l'Allemagne (1810).

10. 7) woher ist das Zitat entnommen?

13. 21) Viktor Hehn, hervorragender Schriftsteller und Kulturhistoriker, lebte 1813–1890. Seine bekanntesten Schriften sind: „Kulturpflanzen und Haustiere in Europa, Asien usw.“, „Gedanken über Goethe“, „Italien“.

16. 9) „wüste Stellen“; unbebaute (Kriegszerstörungen!) Stellen.

17. 15) General Tauentzien, preuß. Heerführer aus der Zeit der Freiheitskriege, siegte 1813 bei Dennewitz und eroberte Torgau und Magdeburg.

21. 2) Shopping (engl.) = Besuchen der Kaufläden. — 15) Vitrine, die; vom lat. vitrum, Glas; Glaskasten. – 28) Fiaker, der; aus dem Franz. stammendes, in Süddeutschland und Österreich gebräuchliches Wort für Lohnkutsche und Lohnkutscher. – 35) „Omnibus“, eigentlich der Dativ des Plurals von lat. omnes = alle.

26. 17) Etter; der oder das Etter = Zaun. Das Wort ist noch heute im Oberdeutschen gebräuchlich. – 22) August Meitzen, gest. 1910, Statistiker und Verfasser volkswirtschaftlicher Schriften. Sein bedeutendstes Werk ist „Siedelung und Agrarwesen der Germanen, Kelten, Römer, Finnen und Slawen“ (3 Bd., 1896).

29. 19) Parenthese = Einschaltung. – 32) Areal (neutr.) = Flächenausdehnung eines Grundstückes. – 33) Turnus (masc.) = Wechsel.

30. 11) Feudalismus = Lehnswesen, Lehnsrecht.

31. 32) Korrelat (masc.) = Wechselbegriff, Ergänzung. – 34) Status (masc.) = der Zustand (status quo = der im Augenblick bestehende Zustand, z. B. einer Grenze).

32. 10) seigneurialement = nach der Art eines Grandseigneurs, d. h. eines vornehmen, adligen Großgrundbesitzers.

33. 3) Georg Friedrich Knapp, geb. 1842, ehemals Professor für Nationalökonomie und Statistik, hat eine Reihe wertvoller Schriften über Bevölkerungsstatistik und Geschichte der Landwirtschaft verfaßt. — 26) Separation ist die Teilung des in Gemengelage zerstreut liegenden Landes und die Zusammenlegung zu neuen Ackerflächen.

35. 20) Max Sering, geb. 1857, bedeutender Nationalökonom, verfaßte u. a. die Schriften: „Die innere Kolonisation im östlichen Deutschland" und „Das Sinken der Getreidepreise".

37. 21) „Herr Mikrokosmos"; Mikrokosmos (masc.) = die kleine Welt. Der Mensch, der die große Wirklichkeitswelt (den „Makrakosmos") in seinen Gedanken erfaßt, ist ein Mikrokosmos, d. h. ein „Spiegel" des Alls.

44. 16) Exklusivität = Abgeschlossenheit, Ausschließlichkeit.

48. 35) vgl. das Geschichtliche Lehrbuch über Adam Smith und die Manchesterlehre.

50. 9) vgl. hierzu den Lesebogen „Der Freiherr vom Stein und seine Stellung zum Staat" (Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig).

52. 29) konstitutiv, von konstituieren, ausmachen, bedeutet: wesentlich, bedingend für einen Begriff oder eine Sache.

53. 11) Quantum, vom lat. quantus = wie groß. — Quale, vom lat. qualis = wie beschaffen.

54. 34) Warenäquivalent, vom lat. aequi-valére = gleichen Wert haben.

55. 6) Saldo (masc.), Rechnungsbestand oder Rechnungsabschluß. — 12) Remplaçant, vom franz. remplacieren = ersetzen.

56. 10) Phänomen = Erscheinung, Ding, Gegenstand. — 20) Kalkulation, vom lat. calculare = ausrechnen. Der Kaufmann „kalkuliert" seine Waren. — 20) Spekulation, vom lat. speculari, spähen, beobachten; forschendes Nachsinnen, „berechnendes, kaufmännisches Gewinnsuchen". (Unterscheide Kalkulation und Spekulation!) — 26) Synthetiker sind

Menschen, die den schöpferischen Blick für das Ganze haben. — 28) Routinier, von Routine = Geschäftsfertigkeit, Geschäftsgewandtheit. Der Routinier besitzt bisweilen nur die äußere Gewandheit, und es fehlt ihm die Einsicht in die tieferen Gründe und Zusammenhänge. — 31) H. H. Meier, 1809–1898, hervorragender Großkaufmann und Unternehmer, Begründer der Bremer Bank und des Norddeutschen Lloyd. M. war auch Mitglied des Frankfurter Parlaments und des Deutschen Reichstages. — 32) Alfred Krupp, 1812–1887, Sohn des Begründers der Gußstahlfabrik in Essen, des berühmten Friedrich Krupp. Alfred erweiterte in glänzender Weise das Werk seines Vaters und nahm den Geschützbau auf. Seine Tochter Bertha wurde die Erbin des Geschäfts (jetzt Aktiengesellschaft). — Werner Siemens, 1816–1892, Erbauer der ersten elektrodynamischen Maschine und der ersten elektrischen Eisenbahn, begründete 1847 zusammen mit J. G. Halske die berühmte Firma für Elektrotechnik „Siemens & Halske" in Berlin. Sehr lesenswert sind die „Lebenserinnerungen" von W. Siemens.

57. 9) Dorado; Eldorado (span.) = das vergoldete, seit dem 16. Jahrh. in Venezuela am sagenhaften Parime-See gesuchte Goldland; dann soviel wie Paradies. — 18) Adept = ein in die geheimnisvolle Kunst des Goldmachens, der Herstellung von Lebenselixieren eingeweihter Schüler (vom lat. adeptas: „wer etwas verlangt hat"). Das Alchimiewesen des 16. Jahrhundert hat Kolbenheuer in seinem Parazelsusroman interessant geschildert.

58. 19) Erwerbsparoxysmus. Paroxysmus = höchste Steigerung eines Krankheitszustandes, z. B. eines Fiebers.

59. 11) Kutzen, Verfasser des Buches „Das deutsche Land" (4. Aufl. von Steinecke).

62. 4) Marggrabowa, Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirk Gumbinnen. — 29) Lazzarone, der; ital. Mehrzahl: Lazzaroni, Name der Armenbevölkerung Neapels (vgl. die Lazarusgeschichte Lukas 16, 20). — 30) Chiaia, einer der 13 Stadtteile (Sezioni) von Neapel.

63. 5) Hyperboräer, d. i. jenseits des Boreas, des kalten Nordwinds Wohnende; Name für die im hohen Norden wohnenden Völker (genannt nach einem Sagenvolk der Griechen)

67. 20) Das oberschlesische Kohlengebiet lieferte 1913: 44 Mill. t Kohle (= 1/4 der deutschen Produktion), 1 Mill. t Roheisen, 170000 t Zink (80 % der deutschen Produktion). Davon sind 20. 10. 1921 durch den Obersten Rat des Völkerbundes an Polen abgetreten trotz prodeutscher Abstimmung: 3221 qkm mit fast 900000 Einwohnern. Die wirtschaftliche Trennung von Deutschland soll erst nach 15 Jahren erfolgen. – 26) Das Saargebiet ist durch den Versailler Vertrag zur Ausbeutung des Saarkohlenbeckens durch die Franzosen dem Völkerbund unterstellt. Die endgültige Entscheidung soll 1935 durch Volksabstimmung erfolgen.

68. 16) Standardindustrie, vom engl. Standard = Maß, Richtschnur, Münzfuß. Standardindustrie ist die mustergültige, maßgebende Industrie. – 23) Septarienton, ein kalk- und mergelhaltiger Ton. – 24) Portland-Zement, Portland, auf gleichnamiger Halbinsel gelegene Stadt der englischen Grafschaft Dorset, hat dem berühmten, sehr harten Baustein den Namen gegeben. Der gebrannte und gemahlene Kalkstein von Portland bildet einen vortrefflichen Zement; der mit Wasser vermischt als Mörtel verwendet wird.

72. 26) Kategorie = Begriffsschema, Denkform.

74. 26) vis durans (lat.) = ausdauernde Stärke.

80. 19) Gabriele d'Annuncio, italienischer Dichter und Politiker, bekannt durch seine kühne Besetzung Fiumes 1919. — 27) Madame Girardin, geborene Delphine Gay, vermählt mit Emile de Girardin, französische Dichterin und Schriftstellerin, lebte von 1808–1855. – 29) „In Frankreich hat man immer Besseres zu tun als seine Pflicht." Das hier ausgesprochene Urteil ist einseitig und auf das Frankreich der Kriegs- und Nachkriegszeit durchaus nicht anwendbar. Solche allgemeinen Werturteile über eine ganze Menschengruppe oder ein ganzes Volk sind wegen der unberechtigten und gar nicht kontrollierbaren Verallgemeinerung fast immer verkehrt. Hohes Pflichtbewußtsein sowohl wie egoistische Pflichtvergessenheit finden sich in der heutigen Zeit bei allen Kulturvölkern. Die Auffassung von den Franzosen als einer „dekadenten Nation" erweist sich bei näherer, gerechter Betrachtung als eine Fabel, die aufrecht zu erhalten nicht nur ungerecht, sondern

auch politisch schädlich ist. Näheres siehe bei Hermann Platz, „Geistige Kämpfe im modernen Frankreich" (München, 1922).

81. 3) Kant fordert im „Kategorischen Imperativ", daß der Mensch unbedingt und ohne jede Rücksicht auf die eigene Person lediglich der Stimme der Pflicht folgen soll.

82. 19) Perseveranza (ital.) = Beharrlichkeit.

83. 22) Kooperation = gesellschaftliches, zusammenwirkendes Handeln.

85. 21) rec. = recipe, d. h. nimm!; Formel am Anfang eines ärztlichen Rezeptes.

88. 3) „Wenn der Jude nicht existierte, müßte man ihn erfinden." – 13) disparat = grundverschieden.

89. 19) Vergleiche zu dem hier Gesagten die in den Romanen „Soll und Haben" von G. Freytag und „Der Hungerpastor" von W. Raabe vorkommenden jüdischen Typen. – 25) altruistisch = selbstlos; rigoros = streng, unbeugsam. – 26) zelotisch = übereifrig, glaubenswütig.

90. 22) abstrakte Veranlagung, d. h. Begabung für das Unanschauliche, Reinlogische, Rechnerische, daher Mangel an Phantasie und Gemütswärme. Diese eigentümliche Veranlagung zeigt sich auch vielfach in der Stellung, die hervorragende jüdische Denker zu den Problemen der Politik eingenommen haben, z. B. Karl Marx, dessen System wie auf Eis gelegt erscheint.

91. 7) Idolatrie (griech.) = religiöse Verehrung; vgl. Jesu Worte Matth. 6, 64 über den Mammon, den Geldgott.

94. 17) Die „Weimarer Verfassung" hat in Deutschland alle einschränkenden Rechtsunterschiede aufgehoben.

95. 20) civis germanus sum = ich bin ein deutscher Bürger; der stolzen Römerformel civis romanus sum = nachgebildet. Stigma = Wundmal, Brandmal.

97. 35) Beachte, daß diese Ausführungen sich auf das Deutschland vor dem Weltkriege beziehen.

102. 31) Die Weimarer Verfassung hat das Postwesen restlos vereinheitlicht und hat sogar die bayrische Briefmarke durch die einheitliche Reichsbriefmarke ersetzt.

104. 21) Die Weimarer Verfassung ist im Gegenteil der Ansicht, daß „Eigentum verpflichtet". (Siehe in der W. V. die „sozialethischen" Artikel!)

105. 5) Inflation, Aufwertungsgesetze, Beamtenabbau haben gelehrt, daß der Satz vom „Schutz der wohlerworbenen Privatrechte" neuerdings starken Abbruch erlitten hat.

114. 3) Milliardensegen = die 5 Milliarden Franken Kriegsentschädigung, die Frankreich 1871 beim Friedensschluß zahlen mußte.

115. 3) Montanindustrie, von mons = Berg, Bergwerkindustrie. – 27) soi disant (franz.) = sogenannt.

118. 5) produit net (franz.) = Reingewinn. – 9) „ich glaube, daß die jährliche Arbeit jeder Nation das Kapital ist, das . . ."; zu ergänzen ist: ihren Reichtum ausmacht. Grundsatz des „Industriesystems".

121. 31) Leider hat Deutschlands Industrie durch den Weltkrieg große und wichtige Absatzgebiete verloren.

122. 19) better or worse (engl.) = besser oder schlechter.

123. 11) telle qu'elle est = so wie sie ist.

126. 12) Aktivsaldo = Rechnungsabschluß mit Gewinn.

127. 1) Rau, Karl Heinrich (gest. 1890), Nationalökonom, hervorragender Kenner der landwirtschaftlichen Verhältnisse. — 9) Die Zahlen treffen heute nach dem Weltkrieg natürlich nicht mehr zu. – 26) pièce de resistance (franz.), eigentlich „das Stück der Haltbarkeit"; Ausdruck aus der Kochkunst: Hauptgericht, wichtigster Gegenstand.

130. 13) Sachsengänger heißen die zum großen Teil aus Sachsen stammenden landwirtschaftlichen Saisonarbeiter, die auf den großen Gütern im östlichen Deutschland als Ersatz für die fehlenden eigenen Arbeitskräfte verwendet werden.

133. 20) Codex nundinarius = Verzeichnis der erschienenen Druckwerke.

139. 8) Germinal, bekannter, das Leben der Bergarbeiter darstellender Roman von E. Zola.

142. 23) digue (franz.) = Damm, Deich.

146. 12) homo sapiens, naturwissenschaftliche Bezeichnung für den Menschen als Gattungswesen; quo ante = wie es früher war.

148. 8) Instensohn; Inste (masc.) = ein Häusler, der auf dem Lande zur Miete wohnt.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

Velhagen & Klasings deutsche Lesebogen

Abraham a Sancta Clara.
Altgermanisches Geisteserbe.
Altisländische Saga.
Arndt, Ernst Moritz, Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze.
Arnim, Bettina von — und Frau Rat Goethe. Auswahl aus ihrem Briefwechsel.
Bartsch, Die Schauer im Don Giovanni.
Bauerntum in deutscher Dichtung, Deutsches —.
Beethovens Briefe. Auswahl.
Bergengruen, Schimmelreuter hat mich gossen.
Bertram, Ernst, als Dichter und Deuter deutschen Wesens.
Beumelburg, Deutschland erwacht. 21.—23. III. 1933.
Binding, Dichtungen.
Bismarck, „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt".
Blücher, Ausgewählte Briefe.
Blunck, Von Tieren und sonderbaren Käuzen.
Brandenburg, Pankraz der Hirtenbub.
— Deutsche Heimat, Landschaften und Städte.
Bronsart von Schellendorf, Fritz, Afrikanische Tierwelt.
Brudermord, Der bestrafte — oder Prinz Hamlet von Dänemark.
Burgdörfer, Friedrich, Deutsches Volk in Not.
Burte, Hermann, Volk und Kunst.
Carossa, Gedichte und Prosa.
Cäsar, Germanische Tagebuchblätter.
Chamberlain, Houston Stewart, Eine Auswahl aus seinen Briefen.
Cremers, Paul Joseph, Die Marneschlacht.
Dürers Tagebuch und Briefe.
Eckehart, Meister, Vom Wesen Gottes. Von der Abgeschiedenheit. Vom Willen.
Edda I. Auswahl aus der Götter- und Spruchdichtung.
— **II.** Auswahl aus der Heldendichtung.
Eckert, Auswahl aus eigenen Schriften.
Einheit, Quellenstücke zum Werdegang der deutschen —.
Eise, Im ewigen —. (Nach Scott: Letzte Fahrt.)
Erbgut und Umwelt als lebensgestaltende Kräfte.
Familienkunde, Deutsche —.
Faust, Das Volksbuch von Dr. —.
Finckh, Kleine Auswahl aus den Schriften.
Fliegen und siegen!
Fontanes Briefen, Auswahl von —.
François, Karl von, Erinnerungen eines preußischen Generals.
Frauen, Führende —. 1. Heft: Malwida v. Meysenbug. 3. Heft: Auguste Schmidt. 4. Heft: Ottilie Hoffmann. 6. Heft: Caroline Wichern. 7. Heft: Elise Averdieck.
Friedrichs des Gr. Gespräche mit Catt.
Friedrich der Große, Über die deutsche Literatur, und **Justus Möser,** Über die deutsche Sprache und Literatur.
Front, An der — und hinter Stacheldraht.
Germanentum in deutscher Dichtung.
Germanische Göttersagen.
Gneisenau und Scharnhorst.
Görres, Joseph von —. Auswahl aus seinen patriotischen Schriften.
Goethe, Die Leiden des jungen Werthers.
Goethes erste Bekanntschaft mit Schiller.
Goethes ethischer Weltanschauung, Aus —.
Goethes naturwissenschaftliche Weltanschauung.
Goethe, Briefe der Frau Rat —.
Goetz, Wolfgang, Neidhardt von Gneisenau.
Graff und Hintze, Die endlose Straße.
Greifenbücherei. Band 1: Keller, Gottfried, Das Fähnlein der sieben Aufrechten. Band 2: Keller, Gottfried, Romeo und Julia auf dem Dorfe. Band 3: Riehl, W. H., Der Stadtpfeifer. Band 4: Riehl, W. H., Der stumme Ratsherr. Band 5: Hoffmann, E. T. A., Bergwerke in Falun. Band 6: Keller, Gottfried, Dorotheas Blumenkörbchen; Das Tanzlegendchen. Band 7: Storm, Theodor, Drüben am Markt; In St. Jürgen. Band 9: Storm, Theodor, Aquis submersus. Band 10: Storm, Theodor, Pole Poppenspäler. Band 12: Meyer, Conrad Ferdinand, Der Schuß von der Kanzel. Band 13: Hoffmann, E. T. A., Das Fräulein von Scuderi. Band 14: Keller, Gottfried, Hadlaub. Band 17: Erzählungen unserer Tage. III. (Swars, Beyerlein, Schussen.)
Grillparzer, Franz, Studien zur deutschen Literatur.
Grimm, Jakob, Gedenkrede auf Schiller.
Gryphius, Andreas. Auswahl.
Hagenbeck, Von Tieren und Menschen.
Halbe, Max, Der Strom.
Haupt-Heydemarck, Fliegergeschichten.
Hebbel, Michel Angelo. Ein Drama.
— Auswahl aus Friedrich Hebbels Tagebüchern.
Helmholtz, Hermann von, Über Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten.
Herder, J. G., Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. I. und II. Heft.
— Shakespeare.
Hertz, Heinr., Über Strahlen elektrischer Kraft.
Hoffmann, E. T. A., als Mensch und Künstler in Selbstzeugnissen.
Hofmann, A. von, Die Wege der deutschen Geschichte. In Auswahl.
— **Die Mark Brandenburg und die dazu gehörigen Oderübergänge.**

Huch, Rudolf, Der tolle Halberstädter; Der Ausflug nach Oxford.
Humboldt, Alexander von, Das nächtliche Tierleben im Urwalde.
Hutten, Ulrich von Huttens deutsche Schriften.
Jason und Medea. (Die Argonauten.) Nach alten Sagen neuerzählt von Studiendirektor Dr. Sartor.
Johst, Tohuwabohu!
Jünger, Ernst, Der Krieg als inneres Erlebnis.
Kant, Von der Macht des Gemüts.
Keller, Gottfried, Der Landvogt von Greifensee.
— Aus Briefen und Tagebüchern.
Keller, Paul, In den Grenzhäusern.
Kirchhoff, Die Landschaften des deutschen Rheingebiets.
— Die nördliche Niederung Mitteleuropas.
Kleist, Katechismus der Deutschen und kleinere patriotische Schriften.
Kolonialehre, Deutsche —.
Kolonialwesens, Amtliche Schriftstücke und Berichte zur Geschichte des deutschen —.
Kotzde-Kottenrodt, Wilhelm, Vom Glockenschlag der deutschen Geschichte.
Krieges, Das Gesicht des —. Schilderungen von Frontkämpfern.
Kyser, Schicksal um York. Schauspiel.
Lagarde, Paul de, Ein deutscher Denker und Prophet.
Lange, Friedrich Albert, Einleitung und Kommentar zu Schillers philosophischen Gedichten.
Lange, Friedrich Albert, Die griechischen Formen und Maße in der deutschen Dichtung.
— Über den Zusammenhang der Erziehungssysteme mit den herrschenden Weltanschauungen verschiedener Zeitalter.
Lenz, Jak. Mich. Reinh., Anmerkungen übers Theater.
Liliencron, Novellen.
Linde, Richard, Hamburg.
Lotze, Herm., Über Geschichte und Bedeutung der christlichen Religion.
Ludwig, Otto, Dramatische Studien.
Luise, Briefe der Königin —.
Luserke, Martin, Erzählungen und Legenden.
Luther, Martin, Sechs Predigten aus den Jahren 1521—1530.
Luther, Martin, Ein Sendbrief von Dolmetschen.
— An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. 1524.
Mayer, Robert, Abhandlungen über die Erhaltung der Kraft.
Mendel, Grundlagen der Vererbungslehre.
Mittelmeergebiet, Das —.
Moeller van den Bruck, Potsdam.
Molo, Walter von, Friedrich List.
Moltke, Graf Helmut von, Auszüge aus seinen Schriften und Briefen.
Moltke, Die westliche Grenzfrage.
Montesquieu, Der Geist der Gesetze.
Mörike. Eduard Mörikes Briefe. (Auswahl.)
Mörikes Gedichte. (Auswahl.)
Möser, Justus, Über die deutsche Sprache und Literatur, und **Friedrich der Große,** Über die deutsche Literatur.
Möser, Justus, Patriotische Phantasien, I und II.
Mozarts Briefe. (Auswahl.)
Müller-Partenkirchen, Fritz, Neujahr ist alle Tage.
Naso von, Roßbach und Zorndorf.
Niederdeutsche Balladen und Lieder.
Nietzsche, Friedr., Was ist vornehm?
Oedipus. Die Sage vom König Oedipus und seinem Hause. Neuerzählt.
Olympischen Spiele der Griechen, Die —.
Österreichische Heimatdichtung I. und **II.**
Paulsen, Rudolf, Volk, Religion und Kunst.
Pfizer, Briefwechsel zweier Deutschen.
Poetik, Zur —.
Ponten, Der Babylonische Turm.
Quellenstücke zum Werdegang der deutschen Einheit.
Ranke, L. von, Die romanischen und germanischen Völker während des Mittelalters.
Religiöse Dichtung der Neuzeit, Die —.
Rhein, Um den —.
Ritterorden, Der deutsche —.
Rohrer, Die Bayerischen Alpen.
Sachs, Hans, Die ungleichen Kinder Evä.
— Der Roßdieb zu Fünsing.
Scharnhorst und Gneisenau.
Schauwecker: Kleine Auswahl aus den Schriften.
Schiller, Über Egmont, Trauerspiel v. Goethe.
— Rezension über Bürgers Gedichte.
— Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?
Schillings, Die Symphonie der Steppe und des Urwaldes.
Schlegel, Friedrich v., Über Goethes Wilhelm Meister.
— Gespräch über die Poesie.
Scholz, W. von, Das Leben ein Traum. Schauspiel.
Schönherr, Karl, Volk in Not.
Schumann, Robert. Eine Auswahl aus seinen Briefen und Schriften.
Schurz, Karl, Gottfried Kinkels Befreiung aus dem Zuchthaus in Spandau.
Scott, Robert, Im ewigen Eise.
Spengler, Oswald, Antike und abendländische Tragik.
— Das Kosmische und der Mikrokosmus.
Staatsgedanke, Der deutsche —. I. Machiavelli: Der Fürst, und Friedrich der Große: Antimachiavell.
— II. Friedrich der Große: Politisches Testament vom Jahre 1752.
Staatsgedanke, Der deutsche —. III. Fichtes Reden an die deutsche Nation.



100 T. II. 37.